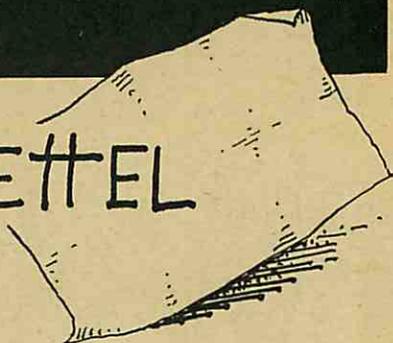


DER SPICKZETTEL



zum Gebrauch
für jedermann
vornehmlich
für die Ehemaligen
der Latein-,
Real- und Oberschule
sowie des
Schickhardt-Gymnasiums
in Herrenberg

AUS DEM INHALT:

Altstadtsanierung	1
Herrenberg unter der Spitzhacke?	2
Pickzettel	6
Die Wunde heilen	8
Die Altstadt braucht pulsierendes Leben	9
Leserbrief	11
Die Stadt von gestern — Die Stadt von morgen	12
Zum Leben und Werk des Malers Theodor Schüz	15
Rettung in vollem Gang	20
In memoriam	22
Personalien	25
Mit dem Brikett in die Schule	27
10 Jahre Abitur	29
Leser-Echo	30
Weg von der Schuhschachtelform	31
Schule im Streß	33
SGH-Schulchronik	35
Abiturienten 1975	36
Anstatt „Aus'm Städtle“	(Umschlag)

Altstadtsanierung

ist das Oberthema, unter das wir diese Nummer des SPICKZETTELS gestellt haben. Altstadtsanierung, weil wir glauben, daß sie uns alle angeht, uns ohne Ausnahme nicht gleichgültig lassen sollte: den Ehemaligen, der in Herrenberg wohnt und direkt betroffen in dieser saniert-veränderten Stadt leben muß; den Ehemaligen, der längst seine Zelte fern von Stiftskirche und Gäu aufgeschlagen hat, der aber seine Jugendzeit zwischen Hacktor und Horber Str. verbracht hat, für den diese Stadt ein Stück Heimat geblieben ist und der sich ihr zumindest in der Erinnerung verbunden weiß.

Ohne den Anspruch, das Thema erschöpfend behandeln zu können, alle Gesichtspunkte, alle Details des Problems aufzeigen zu können, haben wir einige Stimmen zum Thema Altstadtsanierung zusammengetragen:

Da ist der Ehemalige Dr. Volker HOLLZINGER, „Gäubote“-bekannt als aktiver CDU-Stadtrat, der nicht nur die Haltung seiner Fraktion zur Stadterneuerung andeutet, sondern gleich auch den von ihm als „Pickzettel“ apostrophierten SPICKZETTEL kritisiert.

Da sind die SPD-Stadträte Gernot HEER (Schuljahrgang 1950-1956) und Eugen SCHÄUFELE (Abitur 1970), beide seit diesem Jahr im Stadtrat, Eugen Schäufele der wohl jüngste in diesem Kreis.

Da ist der dreifach betroffene Richard SAUTER — als Altstadtbewohner, Ge-

schäftsmann und einfach Herrenberger, der emotional an den alten Gassen, dem Spezifischen, Charakteristischen dieser Stadt hängt.

Und da ist der ehemalige Herrenberger, Lehrer unserer Schule (von 1935 bis 1939) Professor Gerd GAISER, Schriftsteller, Maler, Kunsthistoriker, der wie kein anderer berufen zu sein scheint, sich zu diesem Thema zu äußern. Er hat dies getan — generalisierend, allgemein gültig, engagiert in der Sache und doch aus dem zeitlichen und räumlichen Abstand in Distanz zum Herrenberger kommunalpolitischen Tageskampf.

Obwohl zur Zeit niemand genau sagen kann, wie's mit der Herrenberger Altstadt weitergehen wird, obwohl wir nur wenige Gesichtspunkte dieses komplexen Problemkreises darstellen konnten, nur wenige Stimmen zu Wort kamen, haben wir dieses heiße Eisen aufgegriffen.

Wir haben uns an das heikle Thema gewagt, weil es uns alle angeht, weil die Diskussion dieser Jahrhundertentscheidung in der Herrenberger Öffentlichkeit in den letzten Jahren allzuoft ausgeklammert, das Problem heruntergespielt, bagatellisiert, unzulässig simplifiziert wurde. Zumindest im engeren Kreis der Ehemaligen wollen wir nun zu dem anregen, was bei diesem Problem nützt: Nachdenken, Gespräch, Kritik, differenzierte Meinungsbildung.

Herrenberg unter der Spitzhacke?

Im Denkmalschutzjahr 1975 wird allenthalben in deutschen Landen über die Erhaltung unserer historisch gewachsenen Stadtkerne gesprochen, geschrieben, nachgedacht.

In Herrenberg hat man zunächst einmal abgerissen.

Eifrig beim Demolieren, wußte man dann zunächst nicht, wie es weitergehen sollte. Rezession, leere Kassen von Ländern und Gemeinden, die Pleite der Baugesellschaft hatten die groß angekündigten Pläne, fürs Erste zumindest, zunichte gemacht.

Inzwischen hat man immerhin über die unterirdische Zukunft des städtischen Kahlschlags beschlossen: In einem aus Termingründen notwendig gewordenen Blitzverfahren wurde eine zweigeschossige Tiefgarage geplant und vom Gemeinderat abgesegnet.

Wie es über der Erde zwischen Seestraße und Badgasse aussehen soll, bleibt offen. Es sieht jedoch so aus, als ob der Kelch an uns vorübergegangen sei, als ob die Verantwortlichen sich eines besseren besonnen hätten — wenn schon nicht aus besserer Einsicht, so doch wegen der allgemeinen Finanznot: Der ursprünglich vorgesehene sechsgeschossige Betonblock wird aller Voraussicht nach nicht in die Herrenberger Altstadt geklotzt werden. Man kann wieder hoffen, daß eine dem Stadtbild besser angepaßte Lösung mit Giebel und maßstabgerechten Proportionen verwirklicht wird.

Über die weitergehenden Stadterneuerungsphasen der Reißbrettstrategen, die unter dem Etikett „Altstadtsanierung“ dem Boden gleichmachen wollten, was

die Bomben des Zweiten Weltkriegs verschont hatten, will zur Zeit niemand mehr sprechen. Die Pläne, die außer dem Skelett von Stuttgarter Straße, Marktplatz, Tübinger Straße und obere Bronngasse nahezu die ganze Altstadt „wegsanieren“ wollten, sind in den Schreibtischschubladen verschwunden.

Könnte man sicher sein, daß sie dort bleiben, daß der Abriß der untersten Altstadtspange nicht etwa der Anfang des demolierenden allgemeinen „Sanierens“ ist, so könnte man die erste Kerbe in dem bisher geschlossenen Bild der Altstadt noch verschmerzen.

Das Wort „Sanieren“ kommt, ehemalige Lateiner werden sich erinnern, von sanare (heilen) — ein wahrlich freundliches Verb, das suggeriert, hier sollten Stadtviertel restauriert werden; dickster Euphemismus ist der Begriff „Altstadtsanierung“, wenn man sieht, was in Herrenberg bisher (und auch bisweilen anderswo) darunter verstanden wurde:

Freie Bahn für Spitzhacke und Bulldozer. Die grobe Konsequenz dieser in den meisten Städten längst als falsch erkannten und deshalb revidierten Verständnisses von Stadtsanierung ist die Reservierung der Innenstädte für „Shopping-Centers“ in Beton und für Autos der Konsumenten, die Vertreibung der Bewohner und der Abriß von Altstädten, die städtebauliche Qualitäten aufzuweisen haben, wie wir sie in der Neuzeit herzustellen nicht imstande wären.

Was soll nun eigentlich eine mit großem Aufwand betriebene Stadterneuerung? Wem nützt sie?

Den Bewohnern? Oft alten Leuten oder Bürger mit relativ niedrigen Einkommen, die aus ihrer gewohnten Umwelt gerissen und in die sterilen Wohnsilos am Rande der Stadt verbannt werden, wo sie dann wesentlich höhere Mieten bezahlen müssen?



Noch in diesem Jahr soll die Rappsche Scheuer in der Hirschgasse abgerissen werden (links im Bild). Seit 1970 nicht mehr genutzt, ist sie nach und nach verfallen und kann in ihrer offensichtlichen Baufälligkeit nicht mehr gerettet werden, wie das noch mit der Rapp-Kienzleschen Scheuer letztes Jahr geschehen ist. Renoviert und in der funktionalen Schönheit ihres Fachwerks ist sie nun ein modellhaftes Schmuckstück der Herrenberger Altstadt. Als die Herrenberger Geschäftsleute noch nebenher Kühe und Äckerle hatten, ratterten die Heufuhrwerke von oben durch die Toreinfahrten der Marktplatzhäuser direkt in den oberen Teil der Hirschgassen-Scheuern. In der zum Abbruch bestimmten Scheuer war vor dem Ersten Weltkrieg eine der 8 Herrenberger Brauereien untergebracht. Die Fundamente der Scheuern sind wesentlich älter als der Fachwerküberbau. Stadtarchivar Traugott Schmolz hat an dem renovierten Gebäude das Zeichen eines Steinmetzen entdeckt, der auch an der Stiftskirche gearbeitet hat. Bild: R. Sauter

Den Herrenberger Geschäftsleuten? In der Regel — so hat es sich in der bundesweiten Stadterneuerungspraxis der letzten Jahre erwiesen — übersteigen die Kauf- oder Pachtkosten in den neuen Kommerzbauten bei weitem die finanziellen Möglichkeiten der vorherigen Besitzer. Untragbare Verschuldung oder Geschäftsaufgabe sind die Folge. Die Zahlungskräftigen drängen von außen herein, Ladenketten, Firmen, hinter denen die finanzielle Macht der Konzerne steht, drücken die „Kleinen“ an die Wand — Kaufhaus kontra Laden an der Ecke.

Während um den Sonnenplatz häßliche Konsumsilos gesetzt werden, verödet das ehemals städtische Leben in der Rest-Innenstadt mehr und mehr.

Marktplatz, Stuttgarter- und Tübinger Straße kommen ins Hintertreffen, drohen auszusterben, zumal wenn sie nicht in eine wohlgeplante, aktivierte Fußgängerzone einbezogen werden. Würde dies alles etwa den Bürgern dieser Stadt nützen, deren in Jahrhunderten gewachsene, so auf dem Reißbrett nie künstlich zu konstruierende Vielfalt blind zerstört würde, ohne Chance auf gleichwertigen Ersatz?

Um recht verstanden zu werden: Hier geht es nicht um Sehenswürdigkeiten im Sinne der Reiseführer. Gewiß: die zum Teil vom Zahn der Zeit arg benagten Häuser der Froschgasse hätten im Baedeker kein Sternchen bekommen. Hier geht es auch nicht um die Erhaltung der Plumpsklosetts und Wasch-Lavors aus der vorhygienischen Zeit anstelle von Behausungen, deren sanitäre Anlagen den Gepflogenheiten unserer Zeit entsprechen.

Wer Augen hat zu sehen und ein einigermaßen waches Gespür für die Ästhetik und den Lebenswert einer Stadt hat, wird dennoch jede Radikallösung im Sinne der in Herrenberg geplanten Alt-

stadtsanierung bedauern. Mit der geplanten Zerstörung der alten Straßenzüge wird eben mehr beseitigt als ein paar morsche Balken, Plumpsklos und enge Stiegen.

Es wird die integrierte Vielfalt unserer gewachsenen Stadt zerstört, die eben nicht an einzelnen — und vielleicht altersschwachen — Häusern sichtbar wird, sondern in der Gesamtheit einer Stadt, ihr „Stadtbild“ prägt, ihr Gesicht, ihre Identität und ihren Charakter, dessen Definition sich allen bisher für die Denkmalspflege verbindlichen Kategorien entzieht.

Blind, wer technokratische, bürokratische Städteplanung mit dem alleinigen Maßstab der Rentabilität und des bedenkenlosen Wachstums betreibt.

Lebensqualität — dies ist eben nicht nur Einkommen plus Konsum plus bakterienfreies Wasser.

Lebensqualität — dazu trägt zu einem nicht unerheblichen Teil die gebaute Umwelt, die Stadt bei, die kafkaesk feindliche Betonwüste zwischen Pommes frites-Buden, Soft-Eis-Stand und Konsumtempeln sein kann oder aber Heimat im ursprünglichen Sinne, Ort menschlichen, geborgenen Wohnens und Lebens — Stadt, die mehr als ein Verhältnis für Funktionen ist.

Dem in den letzten Jahren wiedererwachten Verlangen der Bürger nach einem charakteristischen, Identität und Geborgenheit vermittelnden Stadtbild entspricht andernorts mehr und mehr die gewandelte Mentalität der Planer, der Architekten und Verwaltungsleute. Sie haben erkannt, daß der phantasievolle Kahlschlag, der Totalabriß, die sogenannte „Flächensanierung“ nicht nur aus ästhetischen, sondern gerade auch aus sozialen Gründen der Architekten-Weisheit letzter Schluß nicht ist.

Der Kommentar des Städtebauförderungsgesetzes von Gaentzsch stellt im

übrigen fest, der Gesetzgeber gehe davon aus, daß Flächensanierung, also Abbruch und Wiederaufbau, allenfalls Ausnahme sein könne.

Zahlreiche Gemeinden und Städte gingen zur Objektsanierung über, die unter

Unser Girokonto bei der Volksbank Herrenberg hat die Nummer 820 008.

fast allen Aspekten bessere Lösungen der Stadtprobleme anbietet. Positive Beispiele für diesen Wandel, um nur einige in nächster Nähe zu nennen, sind die Sanierungskonzepte in Schorndorf, Rottweil und — vorbildlich in seiner sozialen, städtebaulich ausgefeilten Planung — in Tübingen.

Hier wurden Sozialpläne aufgestellt, Planungen ausgearbeitet, die den urbanen Charakter, das Spezifische erhalten sollen und die zu beschließenden Maßnahmen in demokratischen Gremien beraten. Seit Oktober 1973 tagt in Tübingen regelmäßig der Sanierungsausschuß, dem — wie es § 41 der baden-württembergischen Gemeindeordnung ermöglicht — neben Stadträten sieben sachkundige Einwohner angehören, und in dem die betroffenen Bewohner Gelegenheit zur Organisation und Artikulation ihrer Interessen haben.

Andernorts hat man erkannt, und setzt dies in Stadtplanung um, daß Modernisierung auch ohne Zerstörung möglich ist, daß alte Häuser renoviert werden können, daß durch geplante, koordinierte Objektsanierung urbane Impulse gegeben werden können, um bedrohte Stadtteile am Leben zu erhalten und mit neuem Leben zu erfüllen.

In Herrenberg indessen restauriert man zwar auf vorbildliche Weise einzelne Gebäude wie den Fruchtkasten als Schaustücke, reißt aber gleichzeitig ohne Gespür für den Charakter der Stadt das alte Basaltpflaster aus der Bronngasse. In Herrenberg ist man nicht in der Lage gewesen, im Herzen der Stadt, dem Marktplatz, kommerzielle und gesellige Akzente zu setzen. Sollte es in Herrenberg nicht möglich sein, von den positiven Beispielen schonender, erhaltender Stadtsanierung zu profitieren?

Noch stehen in Herrenberg die restlichen, im Halbrund angeordneten, enggedrängten Häuserzeilen der Altstadt, die auf den Plänen zum Abbruch bestimmt sind. Noch kann man vom Aussichtsturm auf dem Schloßberg das charakteristische, vielfältige Stadtbild rund um die Stiftskirche bewundern, noch ist Herrenberg kein gesichtsloses Ersatz-Böblingen. Doch wie lange noch? Die ersten Wunden sind geschlagen. Hat unsere Vergangenheit keine Zukunft mehr? Besinnt man sich fünf Minuten vor zwölf in den Amtsstuben des Rathauses noch einmal, oder können nur noch die anhaltende Rezession und die Finanzierungsschwierigkeiten unsere Altstadt vor der Spitzhacke bewahren?

Gert Thomas Gack
(Abitursjahr 1966)

Es versteht sich von selbst, daß dieser Artikel allein die prononcierte Meinung des Verfassers wiedergibt und in keiner Weise mit der Haltung des Herausgebergremiums des „Spickzettels“, der Redaktion oder gar des Schickhardt-Gymnasiums zu identifizieren ist.

Pickzettel

Zum Gebrauch für jedermann, vornehmlich aber für die Ehemaligen will das Schreiberteam des Spickzettels dies Blättchen aufbereiten. Und damit steht schon am Beginn die Illusion. Für einen hiesigen Ehemaligen nämlich, dessen Kinder am Schickhardt - Gymnasium heute zu zukünftigen Ehemaligen herangezogen und gebogen werden, hat das alles ein anderes Gesicht als für jenen, der nostalgisch verklärt immer noch das Knarren der Bodenbretter im Ohr und den Geruch des Bohnerwachses in der Nase hat, so wie es war im Oberschule. Über diesen vertrauten Lauten und Gerüchen vergessen auch die Macher dieser Postille, daß das Leben unserer Stadt und ihrer Bürger weitergegangen ist und sich nicht konservieren läßt in wehmutsfrohe Erinnerungen an die Knitche von der letzten Bank. Sie vergessen, daß Sprachlabor und automatische Sonnenblenden genauso dazugehören wie aus dem Schulalltag von heute Zerstörungswut, Diebstahl und Alkoholismus nicht mehr wegzudenken sind. Die Welt unseres Städtchens ist nicht mehr heil und nahezu genüßlich bebildet, beschildert und benörgelt dies der Spickzettelchronist. Daß aber das Schulleben am Gymnasium auch längst das Stadium der heilsamen Unruhe weit hinter sich gelassen hat und viele Eltern ernsthaft sich fürchten vor politischer Indoktrination ihrer Kinder, paßt nicht in das betuliche Weltbild des Chronisten, in der sich Schwenolds Märchenkarusell anscheinend noch immer auf dem Hasenplatz dreht. Diese mangelnde Balance in den Berichten, diesem emotionell-romantischen Überbau, müssen hiesige Ehemalige als unecht und unredlich empfinden, weil sich damit der Spickzettel zum persönlichen Pickzettel

deformiert. Stadt und Schule sind anders geworden und es ist eines ehrlichen Chronisten Pflicht, nicht so zu tun, als ob noch heute die gute alte Schule in einer bösen, kalten Stadt romantisch träumte.

Mit Einwohnerzahlen meint der mit Worten behende Schreiber das ehrgeizige Wachstum und die scheinbare Bedeutung unseres Städtchens belegen zu können, tatsächlich aber ist es kleiner und unwesentlicher geworden. Im Sog der mächtigen Steuerkrösusse Sindelfingen und Böblingen mit ihren Industrieimperien und in der Bannmeile der Landeshauptstadt befindlich kämpft unsere Heimatstadt darum, noch sich selbst sein zu können. Grenzen und Lokalpatriotismus schwinden, bei der Befriedigung von einem Drittel des täglichen und der Hälfte des gehobenen Bedarfs geht der Herrenberger und erst recht der Gäubewohner nicht mehr durch die Ladentüre der heimischen Geschäfte. Und allein vor diesem Hintergrund sind die Bemühungen um eine Sanierung der Herrenberger Altstadt zu sehen.

Herrenbergs tertiärer Bereich muß attraktiver werden, um sich im gnadenlosen Prozeß der Konzentration behaupten zu können.

Auf dem Schulsektor ist dies gelungen. Unter Hintanstellung von vielen Dingen, die auch das Leben der erwachsenen Herrenberger Bürger hätten angenehmer gestalten können, wurden Schulräume gebaut, so daß heute jede der ungefähr zweihundert Herrenberger Klassen durchschnittlich nur einmal nachmittags die Schulbank drücken muß und auch die Katheder bleiben sonst leer.

Um die Expansion der Handelsbetriebe ist es weniger gut bestellt. Bei der grundsätzlichen Überlegung „Einkaufszentrum im Grünen oder im Stadtzentrum“, fiel die Entscheidung zu Gunsten

der letzteren, der schwierigeren Lösung, gerade um die Altstadt als Mittelpunkt unserer Stadt zu bewahren. Vielleicht war die Entscheidung im nachhinein gesehen falsch, vielleicht wäre man anders besser und rascher zum Ziele gekommen, etliche Anläufe jedenfalls wurden unternommen und über die Notwendigkeit dieser Anläufe sowohl als auch über die Ursache ihres Scheiterns dürfte sich die Meinung mancher inzwischen wesentlich gewandelt haben.

Daß zwischen 1969 und 1973 in den Zeiten der hochgelobten politischen Visionen und Utopien auch in Herrenberg die Verantwortlichen sich Gedanken machten wie es nach den projektierten Abschnitten I, II und III weiter gehen könne und solle, wurde mancherorts als Sakrileg empfunden. Dabei ist es gewiß keine Offenbarung, wenn festgestellt wird, daß jede Teilplanung in ein Gesamtkonzept eingefügt werden muß, schon darum, damit die Nachfolgenden wissen, daß ihre Vorgänger versuchten, über die eigene Nasenspitze hinauszuschauen, und nicht nur in den Tag hineinlebten. Wir alle sollten zumindest dies aus dem Wiederaufbau unserer Städte nach dem 2. Weltkrieg gelernt haben. Ob und wie und wann und wo es dann weitergehen sollte, über die Stufen I, II und III hinaus, konnte mit Fug und Recht zum Zeitpunkt der Planung keiner der Verantwortlichen verbindlich sagen und maßte sich das auch nicht an.

Dennoch ließen wortgeschwinde Schreiber Reizworte im Gäuboten detonieren, in unserem Heimatblättchen lag die gesamte Altstadt schon in Schutt und Trümmern. Von Kahlschlag und Ausbeinung war die Rede und die letzten biederen deutschen Altstadtbewohner packten vorsorglich schon die Koffer. Ein Geschäftsmann gar führte beredt Klage, daß eben auf seinem Geschäfts-

grundstück Parkplätze angelegt werden sollten — im Jahre 1995 etwa. Die Katastrophe fand druckerschwach jedoch nur im Gäubote statt und akustisch in der Stadthalle. Heute ist alles vorbei. Die Altstadtsanierung ist steckengeblieben, bedauerlicherweise genauso wie glücklicherweise die contemporären Forderungen nach Nulltarifen, steckengeblieben in den harten Realitäten der Folgen der Energiekrise. Und wenn ich heute auf Bitte eines Spickzettelmachers über die Altstadtsanierung aus der Sicht der CDU schreiben soll, so beweist das mir einmal mehr wie weit die Schule und mit ihr der Spickzettel in die Abkapselung einer Subkultur abgetrieben sind. Einmal ist die Altstadtsanierung zur Zeit überhaupt „weg vom Fenster“ und zum ändern darf und kann die Sanierung einer Altstadt keine Sache von Parteipolitik sein, sie ist eine Sache aller Bürger unserer Stadt, auch wenn sich vielleicht bei Schülern und Lehrern in den Fächern Religion oder Gemeinschaftskunde andere schlüssige Modelle materialisiert haben. Eine Altstadtsanierung hat genau so wenig mit Parteipolitik zu tun wie mit der Froschgassenschwärmerei derer, die draußen im Grünen wohnen. Und wenn vorderhand auch die nächsten Schritte auf dem Weg zum Ziel, unser Herrenberg durch Sanierung seiner Altstadt im echten Sinne des Wortes gesünder und lebensfähiger zu machen, noch nicht mit Sicherheit abzusehen sind, so läßt sich jedoch heute schon mit Gewißheit sagen, daß gut ausgestattete Schulstuben und steile Giebeldächerkränze nur Teil eines lebensfähigen und zukunfts gewissen Herrenberg sein können.

Volker Holzinger
(CDU-Stadtrat)

Die Wunde heilen

An der Notwendigkeit, den alten Stadtkern Herrenbergs zu sanieren, bestehen keine Zweifel. Nur ist bei diesem einzigartigen, in großen Teilen erhaltenen mittelalterlichen Stadtbild genau zu prüfen, in welcher Form dies geschehen soll.

Unbestritten ist die Erhaltungswürdigkeit der mächtigen Gibelhäuser im Verlauf der Stuttgarter- Tübinger Straße sowie rund um Marktplatz und Bronngasse. Wollte man aber die Erhaltungswürdigkeit auf dieses „Skelett“ und auf hervorragende und einzigartige Objekte wie z. B. den Fruchtkasten begrenzen, so würde man dem eigentlichen Bedürfnis der Erhaltung der Stadtanlage mit ihrer Sporn- und Hanglage und der damit verbundenen Ordnung in der Unordnung nicht gerecht werden. Erhaltungswürdig erscheint uns, um dies vorwegzunehmen, gerade dieses Gesamterscheinungsbild des Stadtkerns, wie er sich über Jahrhunderte erhalten hat, als Ensemble.

Das Jahr 1975 steht im Zeichen des Denkmalschutzes. Nach Jahrzehnten einer Abreiß- und Modernisierungseuphorie scheint nun das Pendel umzuschlagen. Das muß nicht bedeuten, daß im Fall von Herrenberg ein musealer Charakter der Altstadt ohne Leben angestrebt werden soll.

Im Gebiet Bronngasse — Seestraße — Badgasse wurden Gebäude abgerissen, um einem „Flächensanierungsprojekt“ Platz zu schaffen, das bisher, nicht zuletzt aufgrund der Wirtschaftslage nicht zur Durchführung gelangte. Dennoch sollte diese „Wunde“ im Stadtbild so schnell wie möglich geheilt werden; daß die geplante Größenordnung der Projekte reduziert werden muß, scheint uns

unabdingbar. So plant auch der neue Bauträger eine Tiefgarage mit lediglich 2-geschossiger Überbauung (anstelle bisher geplanter 6 Stockwerke). Hier muß besondere Sorgfalt auf die äußere Gestaltung, die Einbindung und Anpassung des entstehenden Baukörpers in das vorhandene Stadtbild verwendet werden.

Die weitergehenden Sanierungspläne im Bereich der alten Stadtanlage, die auch dort eine Flächensanierung vorsehen, sollten zugunsten einer Sanierung der Einzelgebäude (Objektsanierung) aufgegeben werden. Von Vorteil wäre bei diesem Vorgehen, daß Zug um Zug und ohne Zeitzwang im Rahmen wirtschaftlicher Möglichkeiten gehandelt werden kann.

Voraussetzung hierfür ist die Erstellung eines Rahmenplanes, der anhand von Bestandsaufnahmen bereits die Richtung auf künftige Lösungen weist. Die Möglichkeiten, die das Städtebauförderungsgesetz bietet, sollten durch ein enges Zusammenwirken von Eigentümern, Stadt und Landesdenkmalamt ausgeschöpft werden. Auch wird in Einzelfällen auf der Grundlage der Bestandsaufnahme zu prüfen sein, ob Entkernungen notwendig und sehenswert sind.

Durch die Hanglage, die schon vorhandene gelegentliche Unterbrechung der engen Bebauung, zusätzliche Entkernungen sowie die Zentrumslage scheinen uns die Grundvoraussetzungen für eine Erhöhung des Wohnwertes der Altstadt gegeben zu sein. In Verbindung mit dem Ausbau und der Vervollständigung der Fußgängerzone im Kernbereich sehen wir einen zusätzlichen Anreiz für Handel- und Gewerbetreibende, den sich z. B. ein Gaststättenbetrieb oder Straßencafé zu Nutzen machen könnte. Auch die Aufwertung des Wochenmarktes und gelegentliche Ver-

anstaltungen im Zentrum würden weitere Kommunikationsmöglichkeiten erschließen.

Zusammenfassend meinen wir, daß die Altstadt Herrenbergs zur Zeit noch den Mittelpunkt eines Gemeinwesens darstellt, der attraktiv gestaltet und erhalten werden muß. Unser Appell geht daher an alle Beteiligten — Stadt, Grundstückseigentümer im Altstadtbereich, aber auch an alle Herrenberger Bürger — sich der schwierigen aber lohnenden Aufgabe der Stadtsanierung zu stellen und gemeinsam zu versuchen, die besten Lösungen zu finden.

Gernot Heer Eugen Schäufele
(SPD-Stadträte)

Die Altstadt braucht pulsierendes Leben

Die alte Stadt, der alte Kern urplötzlich ein Problemfall? Nicht nur in Herrenberg. Überall. Es scheint so zu sein, obwohl jeder das Siechtum, den Verfall, das Nichtmehrso-ganz-mitkommen tagtäglich, in allen Städten vor Augen hat. Der alte Kern solcher Städte ist dem kränkelnden Familienmitglied ähnelnd, das trotz bekannter Schwäche dann zum Problemfall seiner Umgebung wird, wenn Bettlägrigkeit eintritt, oder andere, weitere Komplikationen. Die Familie hat den Tag X befürchtet — und ist trotzdem konsterniert. Ist das bei unserer Stadt, bei unserem Herrenberger Kern auch so?

Für mich eine interessante Frage, aber hier nur betont subjektiv anzugehen. Dabei gewissermaßen auf 3 Ebenen, nämlich einmal als altgestammter Gäuetropolit, dann als Auchundirgend-

wiegeschäftsman in einem Altstadtbetrieb und schließlich seit über 10 Jahren als Altstadtbewohner. Letzteres allerdings nicht mehr lange — doch ist der Umzug in den Wengertweg keineswegs eine Flucht vor Altstadtunerträglichkeiten. Private und geschäftliche Gründe spielen hier die Hauptrolle. Und das Wohnen im „Wirtschaftles“-Bereich Herrenbergs hat große Reize! Die weniger angenehmen Begleiterscheinungen des Wohnens in der Innenstadt erklären sich vordergründig durch die soziale Zusammensetzung der Altstadtanrainer. Hier sollte „von oben“ steuernd eingegriffen werden. Die gewünschte Belebung bringt wenigstens tagsüber die angestrebte Fußgängerzone. Gastronomie Besonderheiten wie Biergarten und Straßencafés könnten ein übriges bewirken.

Wohl jeder Herrenberger liebt seine Altstadt mit Kirchen (!), Marktplatz, Häusergassen. Diese Liebe, so scheint mir, ist jedoch meist leidenschaftslos, geradezu platonisch. Warum eigentlich? Was soll aus diesem historisch interessanten Bereich um den Marktplatz werden, wenn nicht aktives Leben darin pulsiert? Ein Skelett vielleicht. Bei irgendwelchen Festivitäten künstlich zum Leben erweckt, künstlich beatmet, kurzfristig aufpoliert: Die Altstadt wäre eine hohle Fassadenschau, die unter Putz und hinter Fachwerk schlichtweg verreckt. Und irgendwann geschieht dies auch bei der Fassade. Beispiele gibt's leider jetzt schon genug. Was die Altstadt braucht ist pulsierendes Leben.

Und dieses Leben wird nur dann weiterpulsiert, wenn „erträgliche“ Geschäftsbedingungen in den alten Mauern erhalten oder neu geschaffen werden. Die gerade in der Altstadt vielfach gezeigte und heute plötzlich allorts gelobte Investitionsbereitschaft, hier auch umzumünzen in Renovierungs- und



Der Kahlschlag zwischen Badgasse und Seestraße — erster Schritt der Herrenberger Altstadtanierung. Bild: Grohe

Restaurierungsbereitschaft, ist nur möglich, wenn Ertrag möglich ist. Und der Ertrag? Schwierig wird's, ich weiß, hier nicht ein G'schmäcke zu bewirken, nämlich in die eigene Tasche zu reden. Trotzdem wage ich den Versuch, einige Dinge subjektiv, vom Bürger Richard Sauter so gesehen und empfunden, darzustellen. Als Denkanstoß gewissermaßen. Für möglichst viele Spickzettel-leser.

Herrenberg, heute längst nicht mehr das eigenständige Zentrum im Oberen Gäu, sondern ein relativ bescheidenes Objekt (trotz Mittelzentrum) in einem immer komplizierterem Verflechtungsraum. Die Mußausstrahlung aus Böblingen-Sindelfingen, der Immernochmagnet Stuttgart, die Grünewiesepseudozentren und eine überzogene Wachstumseuphorie allenthalben müssen jeden Ort in der (geographischen) Lage Herrenbergs geradezu in Schwierigkeiten treiben. Es bestehen im Land zu wenig abge-

stimmte, langfristig wirksame Planungsvorstellungen. Es gibt zu wenig Planer mit Profil — zumindest unter denen die das Sagen haben. Planung wird heute meiner Empfindung nach zu sehr unter dem Aspekt des Pekuniären betrieben. Nicht die Frage „was ist gut“ steht an erster Stelle, sondern „wie komme ich den latent vorhandenen Vorstellungen am nächsten“ und damit an den Auftrag. Politiker können — zugegeben mit sehr vielen Fragezeichen — kurzfristig agieren. Planer sollten es nicht. Städteplaner dürfen es nicht. Es ist für mich mehr als paradox, wenn derselbe Planer, denselben Plan, mehrfach überarbeitet und jeweils als bestmögliche Lösung „verkauft“. Die Jedem-rechtmachenwollenseuche, die willkürliche Abänderung von Prinzipien, nur um am Ball und damit am Geld zu bleiben, das zu wenig Durchgegangene in der Planung und der möglichen Finanzierung(!) ist inzwischen erkannt

worden. Jetzt sollte die Behandlung des Pflegefalles Altstadt einsetzen. Kahlschlag und Neuaufforstung waren bis vor kurzem das scheinbare Non-plus-ultra. Vielfach blieb es beim Kahlschlag. Heute spricht jeder, Politiker wie Planer, weil die Mittel (in diesem Zusammenhang mehr als ein Glückfall!) knapper werden, allein noch von der Objektsanierung. Und hierin sehe ich die große Chance. Auch für die Herrenberger Innenstadt. Objektsanierung, in eine langfristige Gesamtkonzeption eingebettet, wird das Siechtum stoppen. Amputation nur dann, wenn keine andere Heilungsmöglichkeit besteht. Beobachtung der das kränkelnde (Altstadt) Herz bedrohenden Umfeld-einflüsse ein vorbeugender Schritt zur Genesung und Wiederherstellung der Funktionstüchtigkeit. Im Klartext: Gesamtplanung für gewerbliche Bedarfsflächen im Großraum Stuttgart. Abstimmung der Erfordernisse für die Teilbereiche. Besonders betont: Kein Schutzwall oder ein Gewerbereservat. Auch da blühen Inzucht und Krankheit. Bald kommt Siechtum, dann Tod. Der aktive Geschäftsmann, der agile Gewerbetreibende bleibt dort, wo er Chancen sieht. Er verändert bei Bedarf seinen Standort, er versucht immer im Geschäft zu bleiben. Aber muß eine Ortsveränderung, eine Geschäftsverlagerung erzwungen werden? Müssen im Nachgang Allgemeinheit und damit jeder Einzelne große Geldmittel aufbringen, um Steinwüsten zu verhindern? Müssen weitere Landschaftsteile unwiderbringlich geopfert werden, um primitivste Hallen für Allsuperundsonstwiemärkte zu erstellen? Die Chancen sind da. Die Bereitschaft dazu muß von allen kommen. Dann lebt die Altstadt und bleibt gewachsenes Zentrum — nicht nur in Herrenberg.

Richard Sauter

Leserbrief

Betr.: „Spickzettel“ Nr. 16

Liebe Redakteure,

von meinem Vater, Herrn Rudolf Dengler, Schulgang vermutlich 1906-1912, jetzige Adresse: 714 Nagold, Mörikestraße 20, Gertrud-Teufel-Heim, erhielt ich den letzten „Spickzettel“, der mir viel Freude gemacht hat. Sämtliche Artikel sind sehr interessant und Wort für Wort gelesen worden.

Ganz besonders hat mich aber die Stadtchronik aus 20 Monaten berührt und daraus insbesondere die geplante Sanierung zwischen Seestraße und Badgasse. Die Verantwortlichen für diesen unglückseligen Entschluß haben durch den Zwang der gegenwärtigen Wirtschaftsverhältnisse jetzt die ungewöhnliche Gelegenheit erhalten, ihre Maßnahme nochmals zu überdenken.

Der Zerstörung von Stadtbildern durch reine Zweckbauten, welche noch dazu am Bedarf vorbeigeplant sind, muß endlich ein „Halt“ gesetzt werden. Wie es scheint, hat die badenwürttembergische Baugesellschaft (BWB) keine optimale Lösung gefunden. Es wäre zu wünschen, daß unser Gemeinderat sich nochmals mit anderen Fachleuten in Verbindung setzt, die bereits größere Erfahrungen auf diesem Gebiet sammeln konnten.

Ich würde mich freuen, wenn Sie mir den „Spickzettel“ in Zukunft zusenden würden.

Mit herzlichen Grüßen
Emil Dengler

Die Stadt von gestern Die Stadt von morgen

Man hat sich getäuscht. Das ist keine Schande, sofern man zur Einsicht und zur Korrektur bereit ist. Nur darf es nicht zu spät werden für Korrekturen. Einsichten, Unbehagen breiten sich aus auch in Kreisen von Architekten und Planern, und der Mut nimmt zu, dies vernehmlich auszusprechen. Über die „Unwirtlichkeit unserer Städte“ (Mitscherlich) besteht schon eine Literatur. Schwerfälliger ist oder stellt sich das öffentliche Bewußtsein. Da wird weiter gehandelt, als ob noch niemand etwas bemerkt hätte. Zur Vorsicht reißt man erst einmal ein. Dann sieht man weiter. Man sieht denn auch allerlei. Aber was?

Noch haben wir Städte, denen Unwirtlichkeit erst droht. Sagen wir es gleich: zum Beispiel ein Herrenberg. Dreizehn Jahre habe ich drin gewohnt. Es wäre Torheit, zu plappern, daß einst alles besser war. Natürlich ist nicht alles besser gewesen. Was gut war von jeher, besteht noch, und es verdient, weiter zu bestehen: diese städtische Komposition, jene Straßen und Gassen, in die der Einbruch noch kaum erfolgt ist, ein Marktplatz, der seinesgleichen sucht: kein Straßenmarkt, sondern eine wirkliche Piazza, ein sammelnder Ort mit allen Merkmalen eines solchen. Jetzt geht es darum, nicht bloß zu konservieren, sondern die Bewohnbarkeit zu erhalten.

Vom schönen Anblick, wird eingewandt, kann man nicht leben. Immerhin ist die

Lehre alt, daß sich Häßlichkeit schlecht verkauft — in verschiedener Hinsicht. Im Falblatt wenigstens und in Kunstdruck läßt man die Schönheit zu Markt gehen. Doch zum Teufel mit der Ästhetik. Auch die bloße Ästhetik kann steril werden, Postkartenplunder sogar, kosmetisch und geleckert. Das Leben darf nicht ausziehen. Darauf kommt es an.

Das Leben baut sich sein Haus, von innen und um sich herum. Es baut sich ein und gibt seine Substanz dazu, so entspricht es dem Organismus des einzelnen und dem einer Einwohnerschaft, und hierin liegt das — durchaus nicht mystische — Geheimnis von alten Häusern und alten Stadtgestalten. Insofern besteht die Kennzeichnung des „Gewachsenen“ zu Recht — so gut wir wissen, daß dies alles auch „gemacht“ ist. Ins Gewachsene wachsen Generationen hinein, und sie tragen weiter zu. Auch das Abtragen läßt sich nicht stets vermeiden. Doch muß man sich klar werden darüber, was man dafür bekommt.

Nichts gegen Neues, und nichts gegen die unentbehrliche Planung. Für wen aber wird geplant? Doch wohl für Menschen. Allerlei wird studiert, Statistiken, Kapazitäten, Raten, Funktionen. Zu spät, so wenigstens scheint es manchmal, wird der Mensch wahrgenommen. Gerechnet wird mit den Bedürfnissen, die er zu haben hat. Aber auf einmal hat er andere. Ich höre Heimito v. Doderer noch sagen, mündlich, zwischen Ulk und Verzweiflung: „Dummheit ist Apperzeptionsverweigerung“ Da ist der Punkt, an dem Scharfsinn in Schwachsinn umschlägt. Der Mensch, dieses wunderliche Wesen, ist noch nicht ausstudiert. Es wird kalkuliert, und nun müßte eigentlich alles stimmen. Trotzdem stimmt es nirgends. Der Mensch ist kein Apparat (er will es einfach nicht werden), und ein Haus,



Den mit einem neuen Dach versehenen und außen renovierten Stiftsfruchtkasten am Tübinger Tor aus dem Jahr 1683/84 hatten wir schon im letzten Heft zeigen wollen, aber das Bild nicht mehr unterbringen können. Ein Jahr später sieht das nach der Stiftskirche größte historische Gebäude der Stadt auch nicht anders aus, das heißt die Absichten, in der unter Denkmalschutz stehenden Fachwerkscheuer, wo die Stiftsverwaltung einst die Erträge ihrer Felder einlagerte, eine permanente Ausstellung und das Stadtarchiv unterzubringen, konnten wegen des allgemeinen Geldmangels bisher nicht verwirklicht werden, was Stadtarchivar Traugott Schmolz wegen der städtischen Sammlungen bedauert, obwohl er im Erdgeschoß des Hauses Marquardt am Marktplatz, quasi in Tuchfühlung mit der Stadt- und Bürgergeschichte untergebracht ist, aber halt viel zu wenig Platz hat. Schräg gegenüber dem Fruchtkasten ist jetzt das Häfner-Zinser'sche Haus nach denkmalpflegerischen Gesichtspunkten so stilvoll renoviert worden, daß es das Anschauen lohnt. Aus diesem 1752 gebauten Haus stammt die Frau von Vogt Heß, Justina Dorothea Doertenbach.

Bild: Grohe

eine Stadt sind mehr als eine Maschinerie.

Eine Weile sollte das, sozusagen, nicht wahr sein. Jedoch das Verweigern der Einsicht in die Realität des Menschen, welche das — scheinbar — nicht Meßbare, nicht Kalkulierbare einbegreift, dieses Verweigern ist Gegen-Aufklärung. Es ist Obskurantismus. Dort — auch wenn die Büros taghell ausgeleuchtet sind — sitzen die Dunkelmänner; eher noch als unter denen, die man Käuze, als heimatselige Schwärmer, noch schlimmer, als Konservative abludert (mögen selbst Käuze dabei sein. Die Gesellschaft braucht sie).

Es geht nicht um Gefühle. Gefühle sind Luxus, wo es um das Bestehen geht. Inzwischen fehlt es nicht an massiven Belegen, an Ziffern und nachweisbaren Fakten: Vorstadtneurosen, die Misère der Schlafstädte, Verödung der Stadtkerne, nächtliche Unbetretbarkeit der Straßen, Isolationen und Frustrationen, Nöte der Jugendlichen, Aggressionen, Süchte, Kriminalität. Da zahlt sich nichts aus.

Mit Verlegen und Verlagern ist es so eine Sache. Auf dem Reißbrett stellt sich das Problem nicht. Nachbarschaften, Spielräume, soziale Geflechte, Bindungen (um so ein Wort mit Vorsicht anzuwenden) sind schlecht verlegbar — auch in der vielberufenen „mobilen Gesellschaft“. Verlegung ins Vorgefertigte, in die noch so perfekte und komfortable, in die keimfreie und beziehungslose Neuheit kann — wörtlich — zu Auszehrungen führen. Nicht allein bei den Alten. Es ist mehr als modische Nostalgie, wenn gerade junge Leute neuerdings gerne in alte Schlüpfе kriechen. Selbst der sogenannte Tante-Emma-Laden ist wieder „in“. Vielleicht ist Tante Emma die eigentliche Avantgardistin.

Augenschein zeigt, daß es überall in

der Welt gleich auszusehen anfängt: von Husum bis Winterthur, von Tromsö bis Kapstadt die nämlichen Raster, die gleichen Über- und Unterführungen, die gleichen Bürotürme, Supermärkte und Wohnsilos. Totale Gleichheit ist die totale Langeweile, endlich der totale Terror. Da bewege sich einer in einer alten Stadt, ihren nicht mit dem Lineal gezogenen und durchaus nicht autogerechten, dafür menschenfreundlichen Straßen (auch die Pflaster hätte man nicht überall auszureißen brauchen), bewege sich durch ihre Viertel, in denen ein Haus zum anderen seinen Bezug hat und doch sein eigenes Gesicht zeigt, kein Prestige-Gesicht, einfach Gesicht, nichts weiter, wo jedes Fenster anders blickt, jede Schräge anders verläuft, auch der Behelf seine Rolle spielt, das Zugewachsene und Unregulierte, wo es Winkel und Höfe gibt (Stadtluft macht frei, hieß es früher, obwohl es eng in den Städten zuging) — er merkt dann, was Spielraum ist. Im Geschäft muß er funktionieren. Aber er muß auch spielen können.

Das hat es gegeben und gibt es noch. Lächerlich wäre für neues Bauen die Zumutung, künstlich zu altertümeln. Seine Bedingungen sind andere, und ein jeder kennt sie. Doch man sollte Verluste klein halten. Das kostet Kopferbrechen und Geld. Aber Geld wird für mindere Dinge ausgegeben. Hier heißt es richtig kalkulieren.

Was kann geschehen? Verordnungen schaffen es nicht allein. Verordnungen können Richtlinien anzeigen, Rettungen einleiten, Verbote (meistens umgehbar) erlassen, Initiativen ermuntern und unterstützen. Generallösungen, allgemeine Rezepte gibt es da nicht, denn jeder Fall liegt anders. Es heißt nachdenken und aktiv werden, ehe zu viel vertan ist. Auf die Einfälle kommt es an.

Gerd Gaiser

Zum Leben und Werk des Malers Theodor Schüz (1830 - 1900)

„Da kommt das Heer der Schützen und ihre Köpfe blitzen von Weisheit und Verstand.“

Unsere Überschrift stammt vom Präzeptor Kober der Herrenberger Lateinschule, die Theodor Schüz besuchte. In derselben Lateinschule findet sich dann auch in den Annalen der Name „Theodor Schüz“ und unter der Rubrik „künftiger Beruf“ steht eingetragen „Kunstmaler“. Schon früh also scheint der kleine Theodor um seine Bestimmung gewußt zu haben. Unterstützung fand er in seinem Willen allerdings nur bei seinem Onkel in Calw, der den Knaben nachhaltig zu fördern suchte. Andere Berufspläne verfolgte Schüzens Vater, der Magister Georg Christoph Schüz, seines Zeichens Pfarrer in Nufringen.

Doch bevor wir den beruflichen Werdegang Schüzens weiter verfolgen, ein Schlaglicht auf sein Verhältnis zu Herrenberg. Theodor Schüz ging hier zur Schule und war oft im Hause eines Onkels, der als Apotheker in Herrenberg lebte, zu Gast. Schüz scheint ein liebevolles Verhältnis zur Stadt gehabt und bewahrt zu haben. In seiner Düsseldorf autobiographischen Skizze schreibt er nach Jahren nämlich:

„Es war doch eine schöne Zeit, dieser Herrenberger Schulbesuch. Von Frühjahr bis Herbst wanderten wir von Nufringen morgens früh zur Stadt, den Mittagstisch hatten wir beim Onkel, abends gings heim. Im Winter blieben wir die ganze Woche in der Stadt, nur

Samstag bis Montag früh zu Hause. Die Gegend hatte auch ihre Anziehung, sowohl in der Nähe der Poststraße in der Ebene, als auch auf der Höhe, in die man durch kleine Waldungen kam und beim Ausritt aus denselben, nicht mehr weit von dem Städtchen, einen schönen Teil der württembergischen Alb in der Richtung nach Tübingen hin über sah, dann vom Abstieg in die Stadt kam man an einer Schloßruine vorbei und durch ein altes Tor an der alten schönen gotischen Kirche vorbei, deren Umgebung einen oft besuchten Spielplatz bot, von dem aus nach beiden Seiten lange breite Steintreppen hinab auf den Marktplatz führten. Davor ein großer, runder Röhrenbrunnen, mit immer fließendem Wasser, auf dem in der Mitte auf einer Säule ein Löwe saß. Wenn ich nicht irre, sperrte er manchmal im Jahre seinen Rachen gegen das Rathaus auf und streckte seinen Schwanz nach der königlichen Post oder umgekehrt, wenn's die Herren verdroß“.

Diese plastische Schilderung der Umgebung seiner Kindheit offenbart einen Wesenszug Schüzens, der sich auch in der Gestaltung seiner Bilder niederschlägt. Die präzise Beschreibung seiner Lebenswelt und dabei der Blick fürs Detail, das zum Wesentlichen gesteigert wird, zeichnen den Autor wie den Maler Theodor Schüz aus. Die stets gegebene Identität der Persönlichkeit aus ihrer Synthese mit der sie umgebenen Gesellschaft wird zum zentralen Ausgangspunkt des Schüzschen künstlerischen Schaffens und hier hat Schüz seine ihm spezifische Dimension, die sich in seinen Bildern unverfälscht und eindrucksvoll bis auf die Gegenwart bewahrt hat.

Theodor Heuss hat einmal sehr einfühlsam diese Betrachtung über seinen Landsmann geschrieben:

„Die Formel seiner Kunst erscheint mir

der Baum . . . Hier ist er immer von einer unendlichen Sachlichkeit; der Baumschlag ist aufs genaueste gezeichnet, so daß das organische Leben des Baumes immer zum großen und tiefen Eindruck erwächst. Hier empfand Schüz wirklich die Hochachtung und Anbetung des Stoffes als des Trägers von Schönheit und Leben, die dem wahren Künstler eignet. Und hier greift er auch über die Bedeutung hinaus, die er für uns Schwaben als Illustrator unserer Kultur besitzt, und stellt sich, der sonst ein bescheidener und durchschnittlicher Künstler gewesen, mit einem Mal durch ein paar Leistungen zu den Großen im Reiche der Malerei."

Daß die so glückliche Herrenberger Jugendzeit nicht unmittelbar in ein ebenso glückliches Leben überleitete, verdankt Schüz der ruralen Logik seines Vaters, der mit der Begründung „erst ergreife du einen nährenden Beruf, deine schöne Handschrift und guten Schulzeugnisse passen für die Wahl des Notariatswesens! Also Gehorsam.“ allen Spekulationen, dem Sohn eine Ausbildung als Künstler angedeihen zu lassen, ein vorläufiges Ende setzte.

Schüz trat beim Gerichtsnotar Judler in Herrenberg ein und berichtet uns über diese Zeit:

„Das schöne Schreiben konnte ich genugsam anwenden, aber die Qual des Denkens und des Rechnens, das „gar so kurze Gedächtnisle“, wie der Herr Prinzipal sagte, war die Ursache mancher Ungnade von seiten des Herrn, das Studieren des Buchs über das Notariatswesen in Sachen Erbschaftsteilungen und was zu dieser Wissenschaft gehörte, wollte nicht in den Kopf.“

Komisch muß es auch auf den Rathäusern der Bauerndörfer gewesen sein, wenn der kleine Schreiber zur Seite des Herrn saß und nach Erzählung eines Gemeinderates von Papas Filial

Rohrau, „wie der Herr Gerichtsnotar ihn alleweil unterm Tisch knauppert hett und gsagt: heut no, heut no, net noch de Spatze guckt!“

Die besten Vorstellungen einer gesicherten Zukunft, die der Pfarrer Georg Christoph Schüz für seinen Sohn hatte, scheiterten an dessen Unwillen gegenüber einer Betätigung, die ihm, dem an die freie Natur gewöhnten und in sie verliebten Menschen, zuwiderlaufen mußte.

Nachdem sich bei Schüz durch, wie er selbst beschreibt „das viele Sitzen oder sonst Mangel an freier Bewegung oder auch durch sonstige Ursachen ein peinigendes Hämorrhoidalleiden immer steigender bildete und Melancholie und Widerwille aller Art,“ eingestellt hatten, sah schließlich auch der Herr Vater in Nufringen ein, daß die Berufsbestimmung nicht zu erzwingen war, was dahin führte, daß er schließlich einem Ausscheiden des Sohnes aus der Göppinger Notariatskanzlei, in die dieser zwischenzeitlich übergewechselt war, zustimmte und sich nun aber mit dem gleichen Nachdruck, den er auf die Ausbildung des Sohnes zum Notar verwandt hatte, der Ausbildung zum Künstler widmete. Nach einer kurzen Zeit des Ausruhens kam Theodor Schüz zu ersten Kunststudien nach Tübingen und verließ damit fortdauernd den Bereich Herrenbergs, in den es ihn aber als Maler und oft auch in Krisen seiner Persönlichkeit zurückzog.

Die weiteren Stufen des Schüzschen Lebens sind schnell berichtet. Nach ersten Studien bei Professor Leibnitz in Tübingen ging Schüz im Herbst des Jahres 1848 an die Kunstschule nach Stuttgart und fand dort bei seinem Lehrer, Professor Steinkopf, einen Zugang zur Landschaftsmalerei. Noch größer war der Einfluß von Professor Rustige, unter dem Schüz sein erstes

bekanntes Gemälde „Der Konfirmationsmorgen“ schuf. Im Jahre 1854, mit dem Tode der Mutter Schüzens, die durch ihre Einfühlsamkeit in das Wesen und das künstlerische Wollen des Sohnes den wohl wichtigsten Beitrag zu seiner Entwicklung geleistet hatte, trieb es Schüz von Stuttgart weg nach München, wo er in einer Zwischenperiode künstlerischer Unproduktivität sein Stagnieren selber spürte und in eine Krise geriet, die er in der Heimat erst wieder auskurieren mußte, bevor er abermals nach München ging, um dort im Atelier von Professor Piloty neben für diese Zeit so wichtigen Künstlern wie von Lenbach, Defregger und Makart zu arbeiten. Sehr schnell stellten sich nun weitere Erfolge ein; dieser Zeit sind Bilder zu verdanken wie: „Abendglocke“ „Ostermorgenspaziergang“, „Predigtzuhörer vor der Kirche“, „Abschied vom Elternhaus“ und vor allem die „Mittagsruhe in der Ernte“, das wohl bekannteste Bild von Theodor Schüz, das heute die Abteilung 19. Jahrhundert in der Staatsgalerie Stuttgart ziert.

Im Jahre 1868 fuhr Schüz nach Düsseldorf, um an der dortigen Schule seine Technik noch zu vervollkommen.

War Düsseldorf an und für sich nur als Zwischenstation geplant, wuchs es sich doch sehr schnell zum dauernden und lebenslangen Sitz Schüzens aus. Hier heiratete er im Jahre 1874 eine Tübinger Professorentochter. Die Ehe war mit vier Kindern gesegnet. Drei Söhne wurden selbst zu bekannten impressionistischen Malern (Hans und Friedrich Schüz). In Düsseldorf vervollkommnete Schüz seine Fähigkeit als Portaitist, wenn er auch in der Schilderung der Landschaften und des Genres m. E. nie mehr die Tiefe der Sicht und die Vollkommenheit der Pinselführung erreichte, die seine frühe Münchner Zeit gekennzeichnet hatte. Dafür gewann er



Friedrich Schüz Portrait des Vaters
Theodor Schüz, 1900

in in vorsichtiger Berührung mit dem Impressionismus Renoirs und Sisleys neue Dimensionen hinzu, die voll auszubilden ihm nicht mehr möglich wurde. Als Theodor Schüz im Jahre 1900 starb, war ein auch an äußeren Erfolgen reiches Künstlerleben zu Ende gegangen.

Gerade dadurch, daß Schüz stets „auf der Höhe seiner Zeit“ war und wenig oder nichts in seinem künstlerischen Schaffen über seine gesellschaftliche Periode hinaus wies, war er zum verstandenen und oft prämierten Künstler geworden: künstlerisches Wollen und Können lagen auf der gleichen Ebene wie das Verstehen des Publikums. Die Kunstgeschichte reiht Schüz heute zwischen Ludwig Richter und Moritz von Schwind und stellt ihn in den Zusammenhang der Thoma, Defregger, Feuerbach, Spitzweg und Menzel. Zu



lange wurde Schüz wegen seines Mangels an Originalität von der Kunst- kritik als durchschnittlich betrachtet. Dabei wurde vor allem übersehen, daß Schüz in seiner „Mittagsruhe“ durchaus — und bereits zu einer sehr frühen Zeit — eigenständige Ansätze impressionistischer Auffassung erkennen ließ. Eine Tatsache, die allerdings von seinen Zeitgenossen weder erkannt noch aufgegriffen wurde. Für unsere Gegenwart ist es aber eine andere — quasi „metamalerische“ — Dimension, die das Schaffen des Malers Theodor Schüz aus den Arbeiten seiner Zeitgenossen hervorhebt. Es ist nämlich die präzise künstlerische Durchgestaltung und dabei originäre Bewahrung des Alltages, d. h. der gesellschaftlichen Situationen der damaligen Welt, d. h. es ist die Gesellschaft selbst, die Schüz uns bewahrt hat und zu deren Gestalter und Künstler er für das 19. Jahrhundert und vor allem für den schwäbischen Raum geworden ist.

Mittagsgebet bei der Ernte, 1861
Staatsgalerie Stuttgart

Es ist der Widerspruch zwischen dieser Welt Schüzens und der unsrigen, der die Bedeutung dieser Malerei für uns heute darstellt. Es ist das Denken und Empfinden einer fast verlorenen Möglichkeit zu einer kritischen Betrachtung des „Jetzt“ eröffnet. Nicht von ungefähr erfreut sich gerade heute die Malerei des 19. Jahrhunderts in ihrer spezifischen Ausstrahlung von Gleichgewicht und innerer Ruhe steigender Beliebtheit. Es ist aus dieses Sicht heraus gesehen durchaus nicht verfehlt, sich darüber zu wundern, daß in einem Jubiläumsjahr, das etwa für Eduard Mörike eine Unzahl von Würdigungen vorgesehen hat, über Schüz, dessen 75. Todesjahr 1975 ist, so wenig geschrieben wird und so wenige Aussagen über sein künstlerisches Schaffen

sich in der Öffentlichkeit finden. Dabei ließe sich Schüz gerade als ein Eduard Mörike der Malerei bezeichnen, wofür die Qualität und die Ausstrahlung seiner Bilder speziell unter dem Blickwinkel des Gesellschaftlichen einen nachhaltigen Hinweis und eine Rechtfertigung bieten.

Neben der künstlerischen und gesellschaftlichen Dimension des Schüzschen Schaffens ist es nicht zuletzt die Liebeshwürdigkeit und Heimatverbundenheit des Künstlers selbst, die ihn als ein Beispiel des Menschen im 19. Jahrhundert mit allen seinen biedermeierlichen Reminiszenzen erscheinen lassen und die die Beschäftigung mit Theodor Schüz zu einer einprägsamen Auseinandersetzung mit der Geschichte werden lassen.

Die Bilder von Theodor Schüz sind heute über die Bundesrepublik verteilt. Eine repräsentative Auswahl besitzen die Städtischen Sammlungen der Stadt Tübingen. Die eindrucksvolle Mittagspause in der Ernte in der Staatsgalerie Stuttgart dürfte von all denen nicht übersehen werden, die sich einfühlsam mit der schwäbischen und deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts auseinandersetzen versuchen.

Die Benennung der neuen Herrenberger Realschule als „Theodor Schüz Realschule“ darf als ein unter den genannten Aspekten besonders glücklicher Griff betrachtet werden.

Helge Bathelt

Über den Ehemaligen Theodor Schüz, der von 1841 an die Herrenberger Lateinschule besuchte (damals zusammen mit der neuen Realschule im Spitalgebäude untergebracht), hat ausnahmsweise nicht ein Ehemaliger geschrieben.

Helge Bathelt, 1948 in Stuttgart geboren, studierte in Wien und Tübingen, legte die Prüfungen zum Magister Artium in Geschichte 1973 ab, promovierte zum Dr. soc. in Politikwissenschaft 1975 und ist seit April 1975 als Leiter der Volkshochschule Animator des Herrenberger Kulturlebens.

Er hat sowohl die Theodor Schüz Ausstellung, die vom 29. August bis 13. Oktober im Gebäude Marktplatz 1 zu sehen war, als auch den interessanten einführenden Katalog dazu zusammengestellt.

Rettung in vollem Gang

Die Herrenberger Stiftskirche ist eine einzige Baustelle

Ein historisches Baudenkmal sichern, das heißt, seinen Verfall unter Kontrolle bringen. Das soll der Prior von Neresheim bei der Wiedereröffnung der barocken Abteikirche im September des Jahres gesagt haben. Einem Herrenberger indes stockt das Herz, wenn er sich sagen lassen muß, das nämliche gelte für seine Stiftskirche. Die Vergänglichkeit ist nicht aufzuhalten, sagt nämlich auch der Professor aus Karlsruhe, von dem erwartet wird, daß er die Stiftung von Rudolf dem Scheerer davor bewahre, über die aus launischem Gipskeuper geformte Nase des Schloßbergs vollends hinunter in die Stadt zu rutschen, so wie sie es getan hat, seit vor 699 Jahren ihr Grundstein gelegt wurde, jedes Jahr um plus/minus einen Millimeter.

Und wenn der Herrenberger außerdem hört, daß die Finanzierung noch immer nicht sicher ist, obwohl der Ministerpräsident versprochen und jüngst in Neresheim bekräftigt hat, das Land werde die Hälfte der Kosten auf seine Kappe nehmen, aber noch offen ist, von welchen Kosten die Hälfte — dann verläßt den Herrenberger die Zuversicht vollends, er könnte in der vor bald fünf Jahren auf Veranlassung der städtischen Baurechtsbehörde wegen angeblicher Einsturzgefahr geschlossenen Kirche, in der er womöglich getauft, konfirmiert und getraut wurde, sonntagsmorgens je einmal wieder die Predigt hören.

Zumal die Evangelische Landeskirche als Besitzerin des einzigartig situierten

Bauwerks (Herrenbergs Oberbürgermeister: Dominante des Oberen Gäus) nicht einmal mehr zu ihrem Kosten-Drittel zu stehen scheint, wenn man den nach dem Tod von Dekan Häußermann am 21. Mai dieses Jahres, wortführenden Herrenberger Pfarrer richtig auslegt. „Wir“, sagt er und meint die Landeskirche und den Kirchengemeinderat, „haben immerhin den Mut gehabt, mit der Restaurierung anzufangen.“ Mut, das ist richtig, braucht es zu so einem Unterfangen, das etwa 13 Millionen Mark (Stand 1974) kosten soll.

Aber beim Mut allein, möchte der Herrenberger fortfahren, kann es kaum bleiben. Tut es natürlich auch nicht, keine Frage.

Um die Rettung der Herrenberger Stiftskirche steht es weit besser, als manche Aussage vermuten läßt. Sie ist in vollem Gang. Professor Dr.-Ing. Fritz Wenzel, der für die Sicherungsarbeiten verantwortliche Ingenieur, zitiert den Neresheimer Prior nicht zum Scherz, sondern als Zeugen für sein eigenes Konzept, das er zur Stabilisierung der Kirche entwickelte, nachdem er und andere Fachkollegen die auf Untersuchungen und Messungen gestützte Überzeugung gewonnen hatten, der Berg mit Klüften und Spalten lasse sich nicht endgültig zur Ruhe bringen. Das Rezept Wenzels: der Kirche helfen, mit dem wandernden Berg zu leben, wenigstens die nächsten hundert Jahre. Das ist nicht eben viel bei einem Baudenkmal, aber besser als nichts.

Schon letztes Jahr ließ Prof. Wenzel dem „schlitternden“ Turm ein Stützkorsett verpassen (wir berichteten im Heft 16), bestehend aus alter Stützmauer und neuer Betonvorsatzschale, beide miteinander verbunden und im acht bis zehn Meter tiefer anstehenden Gestein verankert mit Zementinjektionen, Rundeisen und Rundstahlver-



Bild: Grohe

nadelungen. Unmittelbar an den Fuß der Stützmauer plazierte man zwei Bremsklötze, indem man die Keller zweier Häuser mit Beton ausgoß und ebenfalls im Untergrund verankerte. An Turm und Kirche sind Baugrund und Fundament wo nötig verbessert worden. Mehr noch als die Therapie im Vorfeld wecken Spezialisten einer Bohrfirma Hoffnung. Sie sind am eingerüsteten Turm schon mitten drin, die zerrissene, von Fenster- und anderen Öffnungen durchlöchernde Westwand zusammenzuspannen. Der Turm muß wieder gleichmäßig tragen können, damit die bisher übermäßigem Druck ausgesetzten Pfeiler entlastet werden. Wie man eine hochstehende Kiste rundum verschnüre, weiß Fritz Wenzel seine Absicht anschaulich zu machen, läßt er die vier Turmwände im Abstand von etwa zwei Metern bis hinauf zum Umgang mit

Rundstahlankern horizontal verspannen, rund 120 an der Zahl. Sie verlaufen in dem Mauerwerk aus Schilfsandstein, in Bohrlöchern von vier bis zu 23 Metern, werden mit Zement ausgegossen und sind nach dem Verspannen nicht mehr zu sehen.

Ende des Jahres will man den Turm stabilisiert und mit zwei Stahlbetondecken im Innern zusätzlich ausgesteift haben. Danach wird der Chor nach dem gleichen Rezept gesichert werden. Das Langhaus dagegen, das „wie der Balg einer Ziehharmonika“ (Wenzel) die Bewegungen von Turm und Chor bisher ohne irreparable Schäden mitgemacht hat, soll, so frivol das klingt, beweglich bleiben, lediglich repariert werden, wo nötig.

So konkret das Konzept des Ingenieurs ist, so vage bleiben bislang die Vorstellungen des Architekten Martin Stockburger und des Kirchengemeinderats von der Neugestaltung des Kircheninneren, zumal es heißt, ihrem Rang als Baudenkmal und dem Aufwand für die Restaurierung entsprechend solle die Stiftskirche über die Bedürfnisse der Gemeinde hinaus der Öffentlichkeit nutzbar gemacht werden. Das wird vor 1980 gewiß nicht der Fall sein können, trotzdem muß spätestens bis nächstes Jahr der verbindliche Entwurf samt genauer Kostenschätzung, von dem Stockburger vor der Presse sprach, vorliegen und mit der Gemeinde ausreichend diskutiert sein.

Wird doch von dieser Gemeinde ein namhafter Beitrag für die Erneuerung ihrer Kirche erwartet, Oberkonservator Dr. Bodo Cichy vom Landesdenkmalamt nannte dazu als „Orientierungsrahmen“ jene 1,4 Millionen, die Neresheim aufbrachte. Allerdings für ein Baudenkmal, das, so Cichy, eine Etage über dem Herrenberger Sorgenkind einzuordnen sei; was die Herrenberger gewiß gelten

lassen, wenn dafür unbestritten bleibt, daß Kirche und Stadtkern als Ensemble nicht ihresgleichen haben im Lande.

Darauf unter anderem wird sich auch der Verein zur Erhaltung der Stiftskirche berufen, dem Landrat Dr. Reiner Heeb vorsteht, und der bis jetzt etwa hundert Mitglieder und 25 000 DM in der Kasse hat. Der Böblinger Kreischef ist der einzige, der einen namhaften Beitrag für die Kirche nennen kann: 300 000 Mark hat der Landkreis als erste Rate im Haushalt 1976!

Dr. Heeb geht übrigens davon aus, der hälftige Kostenanteil des Landes beziehe sich auf die gesamte Stabilisierung und Erneuerung, außen wie innen, ausgenommen allenfalls das mobile Inventar. Doch das ist nicht alles, was das Obere Gäu vom Land erwartet. Oberbürgermeister Heinz Schroth erinnert an eine Zusage des früheren Kultusminister Gerhard Storz aus dem Jahr 1962. Storz soll versprochen haben, der 1893 für 5000 Goldmark (die Kirche mußte wieder einmal instandgesetzt werden) an das Königreich Württemberg verkaufte Hochaltar von Jerg Ratgeb solle wieder an seinen angestammten Platz im Chor zurückkehren. Martin Stockburger: „Es wäre ein unschätzbare Abschluß des Kirchenraumes.“ Da wird ihm kein Herrenberger widersprechen.

Paul Sting

**Konten des Vereins zur Erhaltung der
Stiftskirche Herrenberg e. V.: Kreisspar-
kasse Herrenberg 10 35 500, Volksbank
Raiffeisenbank Herrenberg 35 00 004.**

In memoriam

HERMANN ZEHNDER, einer der ältesten Ehemaligen unserer Schule, ist im Dezember letzten Jahres nach kurzer Krankheit gestorben.



Bis zum Jahr 1971 hat er täglich pünktlich um sieben Uhr seinen Schwiegersohn Walter Wacker ins Geschäft begleitet und hat dort als Buchbinder gearbeitet. Wer, der sich damals im

Zehnderschen Geschäft mit ihm unterhalten hat, oder ihm auf dem Heimweg begegnet ist, hätte ihm angesehen, daß er im neunten Lebensjahrzehnt stand? Geistig rege, körperlich rüstig, humorvoll und aktiv war er ohne Zweifel ein positives Beispiel für die Kunst des Alterns, Altern nach einem erfahrungsreichen, weltoffenen Leben.

Am 17. Juli 1885 in Herrenberg geboren, besuchte er hier die Realschule. Als Sohn des Buchbindermeisters Friedrich Zehnder (auf dem Foto des Zehnderschen Kolonialwaren-, Tabak-, Galanterie- und Schreibwarenladen steht er stolz vor der Ladentüre) erlernte er im seit 1881 bestehenden Geschäft den Beruf des Vaters.

1903 zog es ihn hinaus: Während der damals noch üblichen Wander- und Gesellenjahre kam er über Göppingen, Karlsruhe, München, Mainz, Darmstadt, Hannover nach Hamburg. Die Hafentstadt, die See, die Möglichkeit ferne Länder sehen zu können, zu reisen, haben den Süddeutschen angezogen

und in den nächsten Jahren nicht wieder losgelassen.

Seit 1907 fuhr Hermann Zehnder zur See, lernte dabei Südamerika, Nordamerika, Indien und Australien kennen, umfuhr Kap Horn, überquerte den Äquator und war bei Kriegsausbruch im August 1914 zufällig im deutschen Hafen.

Hermann Zehnder diente in der kaiserlichen Marine, arbeitete nach Kriegsende in Hamburg in seinem ursprünglich erlernten Beruf als Buchbindermeister und übernahm dann 1923 das elterliche Geschäft in Herrenberg.

Nachdem er das Geschäft mehr als 30 Jahre geführt hatte, übergab er die

Leitung seiner Tochter und seinem Schwiegersohn; arbeitete aber weiterhin täglich mit.

Die letzten drei Lebensjahre verbrachte er im Alten- und Pflegeheim St. Vinzenz in Plattenhardt, blieb jedoch bis zuletzt am Geschehen in Herrenberg interessiert, über das ihn der „Gäubote“ täglich informierte.

Ein weiterer Todesfall ist mitzuteilen: HEDE HUG geb. FICKER (Jahrgang 1921/22) wohnhaft in Nellingen, ist nach langjähriger Krankheit im September 1974 gestorben.

Die ältesten Herrenberger mögen sich an dieses Bild vielleicht noch erinnern, aufgenommen wurde das hochaufgeschossene Haus an der Ecke Bronngasse/Badgasse um 1900. Unter der Ladentür steht der vielen Ehemaligen noch wohlbekannte Großvater von Rosemarie Wacker/Zehnder, der 1933 im Alter von 83 Jahren starb. Zwar gelernter Buchbinder, konnte Friedrich Zehnder von seinem Handwerk allein nicht leben, gab es damals doch nicht weniger als sieben Buchbinder in Herrenberg. So kam es, daß man bei Zehnder nicht nur Bücher binden lassen und Galanteriewaren kaufen konnte, sondern auch Zigarren, Tabak und Spezerereien. Wer erinnert sich noch an den Papagei im Käfig, der früher gelegentlich in einem Fenster im ersten Stock hing? Er war ein Mitbringsel der Zehnder-Söhne, die allesamt zur See fuhren, einschließlich von Hermann. Er allein kam vor dem Ersten Weltkrieg nach Deutschland zurück, während seine Brüder in Chile „hängen“ blieben, wo sie es ebenfalls zu Ansehen und Vermögen brachten. Das Haus Zehnder steht nach wie vor am alten Platz, nur ist es, nachdem die Buchhandlung Wacker-Zehnder in das Haus Ackerknecht an der Hindenburgstraße umgesiedelt ist, wo sie



Bild: privat

endlich genügend Platz hat, in den Besitz eines Gold- und Silberschmieds aus Böblingen übergegangen, der das neue Geschäft am 7. November eröffnet hat.

WALTER KECK, geboren am 5. 3. 1904, ist am 17. Mai 1975 gestorben.

Er war Träger des Bundesverdienstkreuzes und der Bürgermedaille in Gold. Tätig war er 18 Jahre im Herrenberger Gemeinderat und stellvertretender Bürgermeister. Geboren ist er in Altensteig und kam mit seinen Eltern mit 9 Jahren nach Herrenberg, wo sein Vater Fritz Keck die Firma Gebrüder Keck, Säge- und Hobelwerk, gründete.

Damals wurde er mit 9 Jahren in der Herrenberger Realschule aufgenommen. In Tübingen absolvierte er die mittlere Reife.

1937 verstarb der Vater Fritz Keck und Walter Keck übernahm das Sägewerk als Alleininhaber.

Mit seinen 19 Jahren erbaute er mit seinen Sportkameraden auf dem alten Rain die Jahnhütte. Kurz nach 1945 wurde von ihm zusammen mit den Herrenberger Sportlern das Stadion neben dem Freibad erstellt.

Hohe Auszeichnungen erhielt Walter Keck für seine vielseitige Tätigkeit in verantwortlicher Stellung im Dienste der Öffentlichkeit und des Sports.

OTTO RECKER verstarb nach langem Leiden am 20. Dez. 1974. Er wurde am 28. Oktober 1891 in Herrenberg geboren, besuchte hier die Volks- und Realschule und legte 1907 in Sindelfingen die „Einjährigen-Prüfung“ (mittlere Reife) ab.

Nach der Erlernung des Steinhauer- und Maurerhandwerks, damals Vorbedingung für den Besuch der Königlichen Baugewerbschule Stuttgart, erfolgte ab 1909 die Ausbildung an dieser Schule und in Architektenbüros bis zum Kriegsausbruch 1914.

Der Verstorbene war Kriegsteilnehmer, konnte aber während einer Beurlaubung

im Februar 1917 die Bauwerkmeisterprüfung ablegen. Ab Januar 1919 war er Oberamtsstraßenmeister in Herrenberg, später als Nachfolger seines Vaters Oberamtsbaumeister und dann bis Ende 1956 Kreisbaumeister für den Kreis Böblingen. Viele Jahre, besonders während des 2. Weltkrieges leitete er zudem noch als Kreisbrandmeister die zuständigen Feuerwehren.

Mancher ehemaliger Schüler des Herren-Gymnasiums wird sich an die Unterrichtsbesuche eines energischen, aber freundlichen Mannes erinnern, der oft mitten in einer Stunde das Klassenzimmer betrat, sich zuerst das Tagebuch geben ließ und dann in einer der hinteren Bänke Platz nahm. Kritisch beobachtete dieser Mann den Unterricht des Lehrers und die Mitarbeit der Schüler. Es konnte durchaus vorkommen, daß er hinterher den Schülern seine Kritik in deutlichen Worten zum Ausdruck brachte. Dieser Mann war der Schulreferent des Schickhardt-Gymnasiums, Herr Dr. WOLZ.

Später wurde er zum Abteilungsdirektor des Oberschulamts Stuttgart befördert. Dr. Wolz hat oft unbemerkt von Lehrern und Schülern sehr viel für das Herrenberger Gymnasium getan. Er hat sich darüber hinaus große Verdienste um den Aufbau, die Gestaltung und die Festigung des gymnasialen Schulwesens in diesem Land erworben. Er ist am 14. September 1975 nach kurzer schwerer Krankheit kurz vor der Vollendung seiner langen, über 40-jährigen Tätigkeit als Lehrer und Schulaufsichtsbekämter gestorben. Die Schule beklagt diesen Verlust genau so wie die Schulverwaltung in Stuttgart, denn sie verliert einen Mann, dessen Pflichterfüllung, Treue und menschliche Autorität allen ein Vorbild war.

Personalien

Dr. Gerblich — 70. Geburtstag

Gleich zweifachen Grund zum Feiern gab es Anfang Oktober 1975 für einen der Ehemaligen, Dr. Walter Gerblich, Oberstudienrat i. R. Zwar ist er, wenn wir davon ausgehen, daß damit im allgemeinen die gemeint sind, die früher einmal im Schickhardt-Gymnasium oder einer seiner Vorgängerinnen (Lateinschule, Realschule, Oberschule für Jungen, Progymnasium) die Schulbank gedrückt haben, gar kein so ganz richtiger Ehemaliger, aber wer wollte bestreiten, daß man sich ohne ihn die Geschichte der Schule (und der Stadt!) nach dem Zweiten Weltkrieg gar nicht vorstellen kann?

Bevor am 8. 10. im großen Familienkreis der 70. Geburtstag gefeiert werden konnte, nahm am selben Tag im Herrenberger Rathaussaal eine größere Festversammlung mit der Familie (auch die kleinsten Enkel waren andächtig dabei!) an der feierlichen Verleihung des Bundesverdienstkreuzes an den Jubilar teil. Wenn es nach dem Willen des letzteren gegangen wäre, hätte das Feiern übrigens nur in aller Stille stattgefunden, und er wäre für Gratulanten gar nicht „greifbar“ gewesen. Aber gutes Zureden von prominenter Seite machte es möglich, daß ein größerer Kreis bei dieser seltenen festlichen Gelegenheit seine Wertschätzung zum Ausdruck bringen und seine Glückwünsche aussprechen konnte.

OB Schroth nahm im Namen des Bundespräsidenten die Verleihung vor und erinnerte in seiner Glückwunschansprache an die gemeinsamen, manchmal auch streitbaren Bemühungen um die ständige Verbesserung der schuli-

schen Verhältnisse in den Jahren der stürmischen Entwicklung von Stadt und Schule.

Ein kurzer Blick zurück auf das Leben und Wirken von Dr. Gerblich, seit Juni 1946 in unserer Heimatstadt, zeigt einen



Weg, der wohl für viele aktive Menschen in dieser bewegten Zeit typisch scheinen mag, aber seine Besonderheit doch in dem ständigen sozialen Engagement hat:

Neubeginn am Nullpunkt und Aufbau einer Existenz fast aus dem Nichts, nach der Flucht aus der nie verleugneten sächsischen Heimat; tätiger Einsatz für die vom gleichen Schicksal Betroffenen, Aufbau und jahrelange Leitung der VHS Herrenberg; persönliches Engagement für den Ausbau der Partnerschaft mit der franz. Partnerstadt Tarare und Leitung des Partnerschaftskomitees als Präsident; nach Sicherung der beruflichen Existenz am damaligen Progymnasium Übernahme der Schulleitung und in dieser Stellung (nicht immer zur Freude von Stadt- und Schulverwaltung, die nicht alle Wünsche erfüllen konnten) unermüdliches Bemühen um die ausreichende Versorgung der Schule mit Lehrern, die von manchem zu Unrecht belächelte, in ganz persönlichem Einsatz betriebene „Werbung“ von Schü-

lern aus den umliegenden Gemeinden, Planung und Erstellung des Neubaus und gleichzeitiger Ausbau zum Gymnasium, wenige Jahre später Erweiterung des Neubaus wegen des ungewöhnlich starken Wachstums der Schülerzahlen; und neben all der vielen pädagogischen, planerischen und organisatorischen Arbeit dieser Jahre die überaus gründliche Erforschung der Schulgeschichte (die sich immerhin durch rund ein halbes Jahrtausend hinzieht), deren Ergebnis zum Einzug ins neue Schulgebäude im Frühjahr 1962 in Buchform vorlag.

Sechs Abiturientenjahrgänge sah der erste Schulleiter des Vollgymnasiums noch das Haus verlassen, ehe er beim Erreichen der Altersgrenze 1970 den aus gesundheitlichen Gründen dringend gebotenen Schritt in den nach einem so tätigen Leben wohlverdienten Ruhestand trat. Aber auch dieser Schritt konnte für ihn nicht das Ende seines Wirkens für das Gemeinwohl sein: als Mitarbeiter war er bis Ende 1974 tätig bei einem Stuttgarter Reisebüro, und wie man hört, ist in absehbarer Zeit eine Ortsgeschichte des Stadtteils Haslach aus seiner Feder zu erwarten.

M. Weippert

KATRIN BRAITMAIER (Abitur 1969), HARTMUT STIRNER u. NORBERT KERN (Abitur 1965) sind wieder an die Schule zurückgekehrt. Als Referendare lernen sie nun nicht mehr wie man lernt, sondern wie man lehrt — ein harter Job . . .

Wie man sich fühlt, wenn man seine alte Schule betritt, die nicht mehr die alte ist, wenn man seine Lehrer als Kollegen aus anderer Perspektive kennenlernt, wenn man nicht mehr die Schülersprache spricht, wenn man plötzlich einer von denen ist, die ihre Pausen im Lehrzimmer verbringen — darüber sollte eigentlich einer von ihnen be-

richten, für den nächsten SPICKZETTEL. Na, wie wär's Ihr drei?

Bilder und Graphiken unseres Ehemaligen ULRICH CHRISTOPH EIPPER waren am 26. Oktober bis 8. November 1975 im Gebäude der Volkshochschule ausgestellt. Wir haben in einem der älteren SPICKZETTEL schon mal über Uli Eipper berichtet. In den letzten Jahren waren seine Bilder in zahlreichen Ausstellungen zu sehen: Osnabrück, Stuttgart, Basel, Paris, Meersburg, Bonn, Nizza, New York (Goldmedaille im Großen Preis von New York).

Wir zitieren aus dem Katalog der Ausstellung: „U. C. Eipper ist ein kämpferischer Gegenständler, der sich kraftvoll gegen einen Kunstbetrieb zur Wehr setzt, der die Ausschließlichkeit des Abstrakten und Surrealen betreibt und damit — so Eipper — das menschliche Element aus der Kunst ausschaltet . . .“

Ulrich Christoph Eipper beschäftigt sich in seinen Ölbildern mit teils großformatigen Figurenkompositionen, meist klassischen Inhalts, mit Portraits, Landschaften und Stilleben. Die Graphik ist ausschließlich bestimmt durch Portraits, durch die menschliche Figur und Figurenkompositionen, oft mit Titeln wie „Ruhende Amazonen“, „Aufbrechende Amazonen“, „Höhlengleichnis des Platon“, „Odysseus in der Unterwelt“, u. a. Eipper geht konsequent, unbeeindruckt von modisch-modernistischen Tendenzen in der Kunst, seinen Weg exakter Darstellung visuellen Denkens. Sein Ziel ist, Impressivität und Expressivität im visuellen Denkbereich zu klassischer Notation zu vereinen.

Anfang nächsten Jahres wird die VHS Bilder, Skizzen und Aquarelle von Prof. GERD GAISER ausstellen. Die Exponate stammen alle aus der Herrenberger Zeit des Schriftstellers und zeigen einen Querschnitt durch das

malerische Werk von Gerd Gaiser, sondern bewußt nur Motive aus Herrenberg und Gäu (vgl. auch SPICKZETTEL Nr. 16/1974: „Skizzen aus der Nachkriegszeit“).

Sicher gäbe es unter der Rubrik Personalien noch eine ganze Menge über Ehemalige zu berichten. Wenn uns nur

die Nachricht davon erreichen würde! Der schriftliche, schwarz auf weiß zu dokumentierende Mitteilungsdrang scheint nicht allzu groß zu sein. Liebe Leute, sagt es uns halt, wenn Ihr heiratet, Kinder kriegt, Examina macht, Titel, Orden, Ehrenzeichen an die Brust geheftet bekommt. Es interessiert uns brennend!

Mit dem Brikett in die Schule

Klassentreffen des Schuljahrgangs 1945 / 51

Am Abend des 22. März 1975 traf sich der Jahrgang 1945/51 in Herrenberg im Hotel Schönbuch.

Solch ein Treffen hat ja meist eine längere Anlaufzeit und bekommt rund ein Jahr vorher jedesmal einen Anstoß, wenn man jemand aus der alten Klasse trifft: „Mr miaßtet halt amol wieder...“ Nun „haben“ wir im Vergleich zu andern schon verhältnismäßig oft. Wie oft und wo und wer und wie, das steht in einem Album, das mal angelegt wurde und weiterwandern sollte, damit jeder was eintrage. Erinnerungen und so. Aber wie das halt so ist, dann liegt's irgendwo, und liegt... kein Mensch weiß, wo — und birgt fein säuberlich die Adressenliste vom letzten Mal. Und dann fangen die, die guten Willens sind, die Einladungen zu verschicken, auf dem Trockenen an.

Das erwies sich diesmal aber als positiv, (ganz abgesehen davon, daß in unsrer mobilen Gesellschaft Adressenlisten

nach 5 Jahren hoffnungslos veraltet sind), denn wir nahmen ein altes Klassenbild als Grundlage einer neuen Liste. Es war am Ende der 4. Klasse aufgenommen und dadurch kamen ein paar Leute mehr dazu als sonst dabeizusein pflegten. Und ich glaube, sie freuten sich, dabeizusein.

Sie kamen also, auch von weit her, teils mit, teils ohne Eehälften.

Einen Termin zu erwischen, der allen paßt, wird nie gelingen. Aber einige kamen trotz Urlaubsreise einige Stunden später und trotz Konfirmation in der Familie am nächsten Tag.

Nur die Lehrer ließen uns schmählich im Stich. „S'Dokterle“ kurte in Italien, „dr, Fi“ lief Ski, „s' Mohrle“ war krank. Nur „dr' Kantor“ (Koch) kam nachts nach einem Konzert noch von Urach hergefahren mit Frau (Christl Kühnle) und Tochter und sah sich alsbald von „wisset Se no...“ umgeben.

Ich weiß, es klingt etwas gesucht und entspricht vielleicht auch nicht der Meinung aller Beteiligten, aber es war was Besonderes um unsre Klasse. Wir hatten einen „Klassengeist“ — der wirkt heute noch nach. Teilweise versuchte man's zu ergründen an dem Abend und sah einen wesentlichen Fak-

tor in den schlechten Zeiten damals, die uns zusammenschweißten. Die Auswärtigen mußten vor 6 Uhr auf den Zug in Nacht und Kälte. Wie kalt war's da von Bondorf runter im Zügle. Vielleicht brannte ein Kanonenöfele im Waggon, aber nur vielleicht. Und dann kam man in die Schule, es war dunkel und auch kalt, man mußte zuerst Feuer machen mit dem mitgebrachten Brennmaterial. Einen Brikett pro Tag mitzubringen war so wichtig wie ein Vesperbrot (das man eigentlich gar nicht hatte, aber dafür gab's ja Schülerspeisung).

Nun ja, die Zeiten wurden dann besser, und die Klasse verstand sich immer noch gut.

Die Freude, einander wiederzusehen, war offensichtlich am Abend des 22.

März. Man fragte die Damen nach der Zahl ihrer Kinder und die Herren nach ihren Titeln (schön pflichtentellig, wie die Tradition es uns lehrt) und fand beides in Verbindung mit den alten Spitznamen recht ulkig. Briefe von und an am Kommen Verhinderte(n) machten die Runde. Man knüpfte neue Querverbindungen anhand von Wohn- und Urlaubsorten oder Geschäftsreisen, erzählte, erinnerte sich, frozzelte. Die ganze Gesellschaft war wirklich sehr wohlgelaunt, je später der Abend, desto...

„Ich habe mich außerordentlich wohlgefühlt“, schrieb Kantor Koch hinterher. Und ich glaube, daß alle, die dabei waren, sich dem anschließen.

Marta Vogel-Hepach



Klasse 6 im Jahre 1951 Namen lesbar in Reihen von oben beginnend links nach rechts; Dr. Bercher, Studienrat Fischer, Herr Rupprecht, Kantor Koch, Oberstudienrat Holch, Herr Geiger, Oberstudienrat Mohr, Oberstudienrat Roth, Oberstudienrat Hailer, Prof. Dr. Schmidt, Lothar Lohmiller Alfred Reinhardt, Hansjörg Hägele, Herbert Beßler, Siegfried Glemser, Hans-Fred Schittenhelm, Steffen Straub, Martin Bühler, Lieselott Huss (†), Renate Hägele-Schrepf, Suse Müller-Brodbeck (†) Lotte Bernhardt, Dr. Gerblich, Renate Gentner, Marta Hepach-Vogel, Hildegard Heinzel-Junginger, Irmgard Kocher-Hägele, Karl Heuß, Wolfgang Roller, Werner Wucherer, Siegfried Haage, Joachim Pflaumer.

10 Jahre Abitur

Die Erstmaturanten trafen sich

Zehn Jahre sind vergangen, seit die erste Oberprima am „Schickhardt-Gymnasium im Aufbau“ die Reifeprüfung, damals Maturum genannt, ablegte.

Dies schien uns ein Anlaß zu sein, am 17. März 1975 zu einem Klassentreffen einzuladen. Die meisten der „Erstmaturanten“ konnten kommen; zwei sind ja nicht mehr unter uns. Nach dem gemeinsamen Mittagessen statteten wir unserer Schule einen Besuch ab, aber nur von außen. Denn an dem schulfreien Samstag war natürlich keine Putzfrau mehr am Werk, die uns hätte hereinlassen können. Und Herrn Ammann fanden wir nicht. So liefen wir — was seinerzeit streng verboten war — über den Rasen und um das Gebäude herum. Wo wir vor zehn Jahren unseren internen Abschlußabend gefeiert hatten, stapeln sich jetzt auf unzähligen Tischen Bücher, Hefte und anderes Unterrichtsmaterial; der ehemalige Aufenthaltsraum wurde inzwischen zum Riesen-Lehrerzimmer umgewandelt.

Am Abend trafen wir uns wieder im Römerhof in Gültstein. Jetzt kamen auch unsere Lehrer dazu. Mit Freude konnten wir Herrn Dr. Gerblich, Herrn Stadtpfarrer Zetier, Herrn Dr. Makowka, Herrn Wolf, Herrn Zimmermann, Herrn Wengert, Herrn Kirschbaum und Frau Wieland begrüßen — und Herrn und Frau Eberhardt, die extra aus Schwäbisch-Hall hergereist waren.

Walter Gauss hatte einige Dias — in den letzten beiden Schuljahren gemacht — mitgebracht. So wurden das „Fuchsen“, die Tage im Schullandheim in Eichstädt, der letzte Klassenausflug an den Schluchsee und unsere Abiturs-

fahrt nach München wieder lebendig. Norbert Kern spielte auch das Band mit der Aufnahme unserer internen Abitursfeier ab. Dabei wurden noch einmal die „Plagen“ gegenwärtig, die wir bis zum hohen Ziel aushalten mußten.

Natürlich kam auch das Gespräch nicht zu kurz; und es war sehr interessant, von den Einzelnen zu hören, was sie in diesen Jahren erlebt und wie sie sich im Leben eingerichtet haben.

Schön war, daß am Abend auch noch Klassenkameraden dabei waren, die nach der 6. Klasse — heute 10. Kl. — abgegangen waren.

Vielleicht sollten doch nicht wieder 10 Jahre vergehen bis zum nächsten Treffen?

Katrin Demuth

Der SPICKZETTEL

Redaktion:
bis zu diesem Heft Gert Thomas Gack.

Satz und Druck: Robert Schöll.

Titel: Traugott Schmolz, alle Herrenberg

Anfragen, Leserbriefe und Beiträge aller Art nimmt die Redaktion (Schickhardt-Gymnasium) gerne entgegen.

Auflage der Nummer 17: 2 000

Unser Girokonto bei der Volksbank Herrenberg hat die Nummer 820 008.

Herrenberg, im Dezember 1975.

Leser-Echo

Teils direkt an die Redaktion, teils in kurzen Bemerkungen auf Banküberweisungen haben sich einige Ehemalige zu der Nummer 16 geäußert.

„Ein freudiger Tag für mich, der SPICKZETTEL ist zu mir gekommen, mit neuesten Berichten aus dem Gäu,“ schreibt Hermann Sautter vom Jahrgang 1893 aus Sulzbach/Murr.

„Wieder sehr gelungen“ sei auch diese neue Nummer, meint Bernd Angrik aus Stuttgart, Botnanger Straße 28 a, in der Hoffnung, daß „bald wieder ein neuer SPICKZETTEL erscheint.“

Eine Korrektur an dem Beitrag der Nr. 16 „Über Ländergrenzen hinweg“ bringt Brigitte Schulze, geb. Kraus, in der Beethovenstraße in Herrenberg als Progymnasiastin von 1954 bis 1960 an, was den Austausch mit Tarare betrifft. Anders als der Zeitplan von Gerhard Dengler hat sie in Erinnerung, schon im Juli/August 1959 mit einer kleinen Gruppe des Progymnasiums in der französischen Partnerstadt gewesen zu sein, und zwei Jahre später wieder, schon mit einer sehr viel größeren Gruppe. Brigitte Schulze hat übrigens, wie sie schreibt, noch immer Kontakt mit ihrer Austauschfranzösin, obwohl jene seit acht Jahren in Brazzaville (Afrika) verheiratet sei. Doch alle zwei Jahre komme sie auf Besuch in die Heimat und dabei sei auch immer ein Ausflug nach Herrenberg fällig.

Zweifellos gibt es genug Ehemalige, denen der SPICKZETTEL nur ein müdes Lächeln oder hämische Mutmaßungen (siehe „Pickzettel“ in diesem Heft) wert

sind. Die folgenden Zitate sollen auch nicht die Klasse dieses — gemessen an Umfang und Intensität der Mitarbeit von Ehemaligen — wahrhaft bescheidenen Heftchens belegen, sondern nur registrieren, was an Echo laut geworden ist:

Gerhard Kolb, Sigmaringen:
Besten Dank und weiter so.

Alfred Wacker, Herrenberg:
... Beitrag für ausgezeichnete Nr. 16.

Maria Schäfer, Gärtringen:
Sehr erfreulich, daß er noch lebt.

Thilde Klein, Ulm:
**Jedes Heft macht mir große Freude.
Bitte machen Sie weiter.**

Bruno Noppel, Nebringen:
Das Heft macht mir Spaß.

Otto Hartmann, Tübingen:
War ausgezeichnet.

Gertrud Schwarz, Rudersberg:
Prima, vielen Dank.

Wilhelm Kienzle, München:
Freue mich immer sehr.

Die Resonanz bei Ehemaligen läßt sich bis zu einem gewissen Grad auch an eingehenden Spenden ablesen. Ohne sie zu gewichten, nennen wir die namhaftesten: Je 50 DM überwiesen Werner Eßlinger, Anneliese Gräß, Gertrud Neumann, Wilhelm Kienzle und Emil Dengler; je 100 kamen von Walter Zinser und Heinz Landes; 200 DM spendete Reinhard Kirchner. Wenn wir gerade beim Geld sind, eine letzte Bemerkung: Wäre der SPICKZETTEL auf Beiträge der Herrenberger Ehemaligen angewiesen, hätte er längst zu existieren aufgehört.

Weg von der Schuhschachtel- form

Bildungszentrum Längenholz

Das Schickhardt-Gymnasium ist neuerdings Teil eines großen Bildungszentrums. 2800 Schüler gehen hier zur Schule. Pünktlich zum Schuljahresbeginn des Schuljahrs 1975/76 sind die beiden Schulgebäude fertig geworden, die in einem Baukomplex die Pfalzgraf-Rudolf-Grundschule und die Theodor-Schüz-Realschule beherbergen. Im Dezember soll noch eine Großturnhalle fertiggestellt werden. Diese Halle ist durch Faltschirme teilbar, sodaß gleichzeitig drei Turngruppen dort unterrichtet werden können.

Damit hat die Stadt Herrenberg eines der beiden Schulzentren fertiggestellt, die in der staatlichen Schulplanung ausgewiesen sind.

Für die beiden neu hinzugekommenen Schulen hat die Stadt Herrenberg 1973 die Kommunalentwicklung Baden-Württemberg beauftragt, einen Architektenwettbewerb auszuschreiben, um das schwierige Problem in den Griff zu bekommen, zwei so verschiedenartige Schulen wie eine Grundschule und eine Realschule baulich zusammenhängend zu planen. Der erste Preis fiel auf die Architekten Hammeley / Nanz / Olkus in Fellbach. Für diesen Entwurf sprachen zwei Gründe: Einmal gelang es hier die beiden Baukörper harmonisch auf dem leicht nach Süden fallenden Gelände an die schon bestehenden Gebäude des Schickhardt-Gymnasiums anzuschließen, zum zweiten war es diesen Architekten gelungen, die zur Verfügung stehenden Verkehrsflächen in einer

großen Eingangshalle so günstig zusammenzufassen, daß ein vielseitig verwendbarer Raum entstand, der den Mittelpunkt der Schule bildet.

Die Pfalzgraf - Rudolf - Grundschule besteht aus einem zweigeschossigen Bauteil mit Innenhof. Sie enthält eine Pausenhalle, einen Schulkindergarten und vier Schuleinheiten mit je vier Klassenräumen und einem Gruppenraum. Damit hat jede Klassenstufe einen eigenen abgeschlossenen Bereich.

Die Theodor-Schüz-Realschule ist ebenfalls zweigeschossig, gegenüber der Grundschule wurde sie um ein Geschöß versetzt. Zur Realschule gehört ein Musiksaal mit Faltschirm, die sich zur großen Eingangshalle hin öffnen läßt. Der halbrunde Grundriß des Musiksaals bildet dann eine ideale Bühne für Theateraufführungen oder Orchesterkonzerte. Rund um die Eingangshalle, die als Aufenthaltsraum für die Auswärtigen dient, liegen die Spezialklassenräume für Physik, Chemie, Biologie, Werken, Zeichnen, das Sprachlabor, die Schulküche und der Handarbeitsraum. Im oberen Geschöß liegen 20 Klassenräume, die durch eine um die Eingangshalle laufende Galerie erreichbar sind. Die Gesamtkosten der beiden Schulen belaufen sich einschließlich der Aufwendungen für das Grundstück auf 15,7 Mill. DM. Davon leistet das Land einen Finanzierungsbeitrag von 7,9 Mill. DM und der Landkreis Böblingen 1,9 Mill. DM. Die Stadt Herrenberg trägt 4,5 Mill. DM. Nicht finanziert ist bis jetzt der Rest von 1,4 Mill. DM, der nach Auffassung der Stadt Herrenberg vom Land übernommen werden müßte, da der Anteil der auswertigen Schüler überdurchschnittlich hoch ist.

Das neue Schulgebäude wurde inzwischen anläßlich eines Tags der offenen Tür der Öffentlichkeit vorgeführt. Dabei wurde die Leistung der Stadt

Herrenberg und der Architekten bewundert, die in so kurzer Zeit ein so schönes Gebäude errichteten. Vielfach wurde kritisiert, daß es doch ein zu großer Aufwand sei, wenn man das ganze Schulgebäude mit Teppichboden ausgelegt habe. Dazu muß man allerdings sagen, daß Teppichböden heute in Schulneubauten üblich geworden sind, weil sie nicht nur sehr zweckmäßig, sondern neuerdings auch preiswert und pflegeleicht sind. Lärmdämmung ist für eine so kompakt gebaute Schule besonders wichtig, und wer

diese Schule während der großen Pause betritt, wird sagen können, daß hier zwei Probleme gut gelöst wurden: Die Verkehrswege sind kurz und die Lärmbelastigung ist gering, obwohl viele Schüler auf engem Raum versammelt sind.

Das dieser Nummer des „Spickzettel“ beigegebene Bild zeigt, daß die Architekten sehr geschickt die sonst bei Schulbauten vielfach übliche Schuh-schachtelform vermieden und eine sehr moderne und originelle Gestalt gefunden haben.



Schulzentrum Längenholz

Bild: Tolksdorff

Schule im Streß

Bericht des Schulleiters

Es ist über ein Schuljahr zu berichten, in dem die Raumknappheit einen Höhepunkt erreichte. Der Schichtunterricht war schon eingeplant, als sich in Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung und dem Gemeinderat noch ein letzter Ausweg auftrat:

Vier sechste Klassen des Gymnasiums konnten ausgelagert werden, weil die Stadt rasch und unbürokratisch einige leerstehende Räume im Gebäude der ehemaligen Firma Dirse provisorisch als Klassenzimmer herrichten ließ. Die Lehrer und Schüler dieser Klassen mußten allerdings erhebliche Nachteile in Kauf nehmen. Für die Lehrer war es ein zusätzlicher Streß, daß sie täglich von Unterrichtsstunde zu Unterrichtsstunde zwischen zwei Schulgebäuden hin- und herfahren mußten. Für die Schüler bedeutete die große Entfernung zum Hauptgebäude der Schule eine empfindliche Isolation; auch förderten die räumlichen und akustischen Bedingungen der Unterrichtsräume eine gewisse Verwilderung der Sitten.

Auch im Hauptgebäude ging es eng her, so daß die äußeren Bedingungen der Kritik an der Schule zusätzlich Nahrung gaben, einer Kritik, die im ganzen Lande verbreitet ist. Es wird immer schwieriger, zu leugnen, daß die Schule, speziell das Gymnasium in einer Krise ist, und die Reformen kann man nicht dafür verantwortlich machen, denn es haben keine stattgefunden, zumindestens nicht im Gymnasium.

Woran liegt es denn, daß sich überall „Initiativen für Kinder“ bilden und daß das Kultusministerium eine Kommission „Anwalt des Kindes“ einsetzen mußte? Der Leistungsdruck, so sagt man, sei

gestiegen. Und tatsächlich beobachtet man in der täglichen Arbeit der Schule einen Streß, den es früher nicht gab. Den Schülern macht jedoch garnicht so sehr die Inflation der Leistungsanforderung durch Lehrpläne zu schaffen. Viel schlimmer zehrt an der Kraft der Schüler und der Lehrer der Kampf um Schulnoten und Schulzeugnisse. Zeugnisse sind heute mehr als je zuvor die Platzkarten für qualifizierte Positionen in unserer Gesellschaft. Die Furcht, den Anschluß im Wettbewerb um eine finanziell zufriedenstellende und angesehene Tätigkeit im Leben zu verlieren, trübt heute schon das unbeschwerte Lernen in der Jugendzeit.

Am deutlichsten kommt dies an grotesken Erscheinungen beim Zugang zu den Hochschulen zum Ausdruck. Der Numerus Clausus stellt teilweise Ansprüche, denen selbst unsere guten Schüler nicht mehr gewachsen sind. Auch wir Erwachsenen wissen, daß wir solche Noten während unserer Schulzeit auch bei größter Anstrengung nicht erreicht hätten. Das Schlimmste daran ist aber, daß diese Noten allenfalls etwas aussagen über den augenblicklichen Leistungsstand in einem Schulfach und innerhalb einer Klasse, daß sie aber recht untauglich sind, wenn man damit etwas über zukünftige berufliche Befähigungen vorhersagen möchte.

Der Kampf um Schulnoten und Schulzeugnisse, der die Atmosphäre an den Schulen verdirbt, ist also überdies eine sinnlose Beschäftigung, weil diese Noten und Zeugnisse als Platzkarten für qualifizierte Positionen in unserer Gesellschaft gar nicht taugen. Man darf das nicht falsch verstehen: Leistungen haben ihren Sinn, Lernerfolge sind notwendig, das ihn zu weiteren Anstrengungen motiviert. Das traditionell deutsche Zeugnis- und Berechtigungswesen hat

aber diesen Sinn verkehrt, weil es nicht auf die Leistung selbst, sondern auf eine auf Dezimalen berechnete Schulnote blickt. Es ist also wohl gemerkt nichts erreicht, wenn man die Lehrer auffordert, eben bessere Noten zu geben. Dann werden sich höchstens die Anforderungen des Numerus Clausus noch weiter nach oben bewegen. Solange der Grundsatz nicht aufgegeben wird, daß ein Versetzungszeugnis und damit jedes Zeugnis jeder einzelnen Klassenarbeit Berechtigungen für ein ganzes Leben verleiht, wird die Belastung nicht von der Schule genommen sein.

Was soll die Schule in dieser Situation tun? Sie kann sich nicht um die Anforderungen herumdrücken, die an sie von außen gestellt werden. Sie darf aber nicht dem reinen Zweckdenken verfallen. Schule ist ein sekundäres System. Kein solches System verträgt es, wenn man aus ihm einzelne Teile herauslöst, um sie direkt an die primären Bedingungen des Lebens zu knüpfen. Sekundäre Systeme haben ihre eigenen Gesetzmäßigkeiten. So könnte zum Beispiel Wissenschaft nicht gedeihen, wenn sie nur Industrieforschung betreiben würde. Sie muß sich ständig auf ihre Grundlagen besinnen und diese weiterentwickeln. Auch ein Theaterstück oder ein Film ist ein sekundäres System, das sich, auch wenn es noch so realistisch konzipiert ist, nicht direkt auf die Wirklichkeit übertragen läßt. Ähnlich ist es mit der Schule: Man kann viel fürs Leben lernen, aber die Schule ist nicht das Leben. Die Schule muß also ihre Eigenständigkeit wahren und gleichzeitig die Bindungen an die Gesellschaft anerkennen und entwickeln.

Wir haben im vergangenen Jahr am Schickhardt-Gymnasium darüber nachgedacht. Es ist für unsere Schüler notwendig, etwas darüber zu wissen, wie

es nachher weitergehen kann. Gerade in einer Zeit, wo vor vielen Berufslaufbahnen Hürden aufgebaut werden, muß sich der Schüler orientieren können, welche Wege ihm offen stehen.

Am Schickhardt-Gymnasium wurden daher neue Wege beschritten, um die Berufsinformation zu verbessern. Früher kam der Berufsberater an die Schule zur Einzelberatung. Wenn es hoch kam, fand er höchstens eine Stunde Zeit zu einem Gespräch mit einzelnen Schülern aus der Klasse 13. Heute beginnt die Information des Abiturientenberaters schon in der Klasse 11. Er berichtet über verschiedene Berufsfelder und vertieft diese Information durch Gruppengespräche, die systematisch während der letzten drei Schuljahre des Gymnasiums immer wieder durchgeführt werden. Erst wenn die Schüler so vorbereitet sind, besprechen sie ihre individuellen Berufswünsche mit dem Berater.

Die Schule hofft, auf diese Weise Brücken zur Berufsausbildung herzustellen, die für die Schüler gangbar und tragfähig sind. Sie hofft auch, daß die Schüler Schule anders sehen, wenn sie wissen, wie es nachher weitergehen soll. Allerdings wird die Schule immer wieder betonen müssen, daß sie nicht in erster Linie dazu da ist, gute Bäcker, gute Ingenieure, gute Ärzte oder gute Wissenschaftler auszubilden. Auf die Frage, was man aus der Geschichte lernen könne, hat der Historiker Jakob Burkhardt einmal geantwortet: Geschichte macht nicht klug für ein andermal, sondern weise für immer. Soviel kann die Schule allerdings nicht versprechen. Es wäre aber viel, wenn die Schule, statt nur Berechtigungsscheine zu verleihen, die Fähigkeiten ihrer Schüler verbessern würde, mit den komplizierten Bedingungen des modernen Lebens auf eine gute Art fertig zu werden.

Dr. Martin Zeller

SGH - Schulchronik

Schuljahr 1974/75

26. 8. 1974 Unterrichtsbeginn nach den Sommerferien.
Neue Lehrkräfte: Herr Bendl, Herr Binder, Frau Dettmer, Herr Dobus, Herr Gern, Herr Knörrich, Herr Matschkal, Frau Pauschmann, Herr Rigoni, Herr Schmid.
- Aus der Statistik:**
- | | |
|---------------------------------|-------|
| Schüler: | 1 502 |
| Klassen: | 47 |
| hauptberufliche Lehrkräfte: | 68 |
| (davon 8 mit Teillehraufträgen) | |
| nebenberufliche Lehrkräfte: | 17 |
| Referendare: | 7 |
- Die Klassen 6 c, 6 d, 6 e und 6 f sind in einem ehemaligen Fabrikgebäude, im Gebäude Dirse, Seestraße, ausgelagert. Die Räume wurden von der Stadt provisorisch hergerichtet. Damit kann Schichtunterricht nocheinmal vermieden werden.
9. 9. - 21. 9. und 20. 9. - 3. 10. 74 Schullandheim-Aufenthalt der Klassen 8 in Meransen/Südtirol.
16. 9. Forum „Offener Nachmittag“ mit dem Thema Mitbestimmung.
10. - 13. 10. Bonnfahrt der SMV.
19. 10. Feuerwehrrübung mit der Herrenberger Feuerwehr.
26. 11. Reutlinger Theater in der Tonne: Pavel Kohout „August, August, August“.
29. 11. Musizierabend der Instrumental-Gruppe des Schickhardt-Gymnasiums im Musiksaal.
7. 12. - 14. 12. Klassen 10 im Schullandheim im Montafon.
u. 14. 12 - 21. 12. im Wechsel mit einer Berufsfindungswoche, die ebenfalls für die Klassen 10 veranstaltet wird.
13. 12. SMV veranstaltet einen Tanzabend zusammen mit der Realschule in der Stadthalle.
20. 12. Marionetten-Theater.
13. 2. - 20. 2. 75 Schriftliche Reifeprüfung.
8. 4. Nach den Osterferien neu an der Schule:
Frau Fußnecker und Frau Hiller.
11. 4. Diskussionsabend über das neue Schulverwaltungsgesetz mit den Landtagsabgeordneten Roland Hahn (SPD), Dr. Renate Hellwig (CDU) und Oskar Marczy (FDP).
21. 4. - 27. 4. Studienfahrten der Klassen 12 nach Rom, London und Berlin.
15. 5. Preisverleihung an die Film-AG des SGH durch Kultusminister Hahn (1. und 2. Preis des Wettbewerbs „Aktion Jugend“).
2. und 3. 6. Mündliche Reifeprüfung.
7. 6. Abschlußball für Abiturienten in der Pausenhalle.
27. 6. Jahresausflug.
3. 7. Ferienbeginn.
- Juli 1975 Der Schüler Wolfgang Fleig erhält einen 2. Preis im Bundeswettbewerb Mathematik.

Abiturienten 1975

KLASSE 13 L

Gerd Braitmaier, 7033 Herrenberg-Gültstein, Karpatenstraße 18
Margit Dautermann, 7033 Herrenberg, Meisenweg 36
Wolfgang Fleig, 7033 Herrenberg, Schwarzwaldstraße 72
Walter Frasch, 7031 Holzgerlingen, Turmstraße 32
Manfred Gerlach, 7033 Herrenberg, Raistingener Straße 32
Claus Gillich, 7033 Herrenberg, Wengertweg 49
Annette Haas, 7033 Herrenberg, Schäferlinde 17
Margit Hirneise, 7031 Gäufelden-Öschelbronn, Gartenstraße 47
Heike Hoffmann, 7031 Gärtringen, Fliederweg 19
Friedemann von Keler, 7033 Herrenberg, Wengertweg 50
Fritz Kienzle, 7033 Herrenberg, Kirchgasse 6
Irene Köpf, 7033 Herrenberg, Wilhelmstraße 43/1
Heinz Kußmaul, 7031 Bondorf, Ergenzinger Straße 36
Dieter Leyrer, 7033 Herrenberg, Lämmleshalde 8
Albrecht Monn, 7033 Herrenberg-Haslach, Morgelen 10
Andrea Röhm, 7033 Herrenberg-Kuppinger, Friedhofstraße 12
Manfred Schumann, 7033 Herrenberg, Hindenburgstraße 1
Stefan Schuster, 7033 Herrenberg, Schwarzwaldstraße 88
Christoph Zerweck, 7033 Herrenberg, Tannenstraße 8

KLASSE 13 F

Jens Bölter, 7031 Gäufelden-Nebringen, Belchenstraße 1
Walter Buttler, 7033 Herrenberg-Haslach, Randenstraße 4
Wilfried Frank, 7033 Herrenberg, Kleiner Markweg 31
Eberhard Gekeler, 7033 Herrenberg, Schwarzwaldstraße 38
Udo Haselmann, 7261 Deckenpfronn, Inselweg 19
Renate Hettler, 7030 Böblingen, Stadtgrabenstraße 18
Helga Kienzle, 7031 Gärtringen, Goethestraße 12
Thomas Korschefskey, 7031 Hildrizhausen, Panoramastraße 36
Gerhard Marquardt, 7031 Gärtringen, Hohe Straße 10
Bärbel Nicklaß, 7031 Gäufelden-Nebringen, Herrenberger Straße 19
Hans-Joachim Proß, 7261 Sulz, Im Berg 10
Gudrun Rapp, 7033 Herrenberg, Danziger Straße 3
Ulrich Riethmüller, 7031 Gärtringen-Rohrau, Römerstraße 5
Susanne Sterzer, 7033 Herrenberg, Kleiner Markweg 39
Richard Wagner, 7031 Bondorf, Hindenburgstraße 24
Franz Zimmermann, 7031 Gärtringen, Blücherstraße 26

KLASSE 13 S

Ursula Bader, 7033 Herrenberg, Forstweg 4
Sibylle Brosi, 7031 Gäufelden-Nebringen, Schulstraße 9
Volker Eickelmann, 7033 Herrenberg, Kirchhalde 21
Sabine Engelhardt, 7403 Ammerbuch-Breitenholz, Brunnenstraße 168
Helga Funk, 7033 Herrenberg-Gültstein, Siedlerstraße 5
Brigitte Gräter, 7031 Bondorf, Rosenstraße 8
Ulrike Hascher, 7033 Herrenberg, Schillerstraße 5
Hildegard Kienzle, 7033 Herrenberg, Forstweg 11
Anita Krüger, 7033 Herrenberg, Danziger Straße 1
Sonja Notter, 7403 Ammerbuch-Reusten, Altinger Straße 32
Wolfram Obst, 7031 Nufringen, Im Wiesengrund 9
Volker Potthoff, 7033 Herrenberg, Beethovenstraße 53
Magdalene Ritter, 7031 Nufringen, Kirchgasse 10
Margarete Traub, 7033 Herrenberg, Bahnhofstraße 21
Claudia Weiß, 7033 Herrenberg, Brentanostraße 8
Barbara Weller, 7033 Herrenberg, Ammerstraße 17
Sibylle Wüst, 7033 Herrenberg, Wilhelmstraße 43

Anstatt „Aus'm Städtle“

Wenn ich in Heft 1 blättere, das im Frühjahr 1963 erschien,
16 Seiten stark oder besser gesagt schwach,
wenn ich nachlese, mit wieviel Lust und Liebe die
„Geburtshelfer“ anfangen, welche Vorstellung sie hatten
von der Mittler-Rolle der „Schickhardt-Blätter“ zwischen
Ehemaligen unserer Schule daheim und draußen
im Ländle und wenn ich an das lebhaftes Echo denke,
das das erste Heft unter dem Namen SPICKZETTEL
gefunden hat — dann fällt's mir nicht ganz leicht, diesem
„Blättchen“ den Rücken zu kehren. Aber es muß wohl sein,
andernfalls käme ich doch in Versuchung, diese „Postille“
jemandem um die Ohren zu hauen, bildlich gesprochen,
einem Supergescheiten, der keinen Schimmer hat,
wie dieser SPICKZETTEL bisher zustande kam.

Die Wahrheit ist, daß das „Blättchen“ frisches, junges Blut
braucht, neue Ideen, ein zeitgemäßeres Konzept.

Und daß die Redaktion dabei Erfolg habe und mehr Glück,
insbesondere bei der Mobilisierung von Mitarbeitern,
wünsche ich ihr herzlich.

Paul Sting

